



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Publikation von philosophischen Texten in Zeiten der
Digitalisierung und Vernetzung im englisch- und
deutschsprachigen Raum“

Verfasser

Franz Edlmayr

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im September 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 393

Studienrichtung lt. Studienblatt: Vergleichende Literaturwissenschaft

Betreuer: Dr. Ernst Grabovszki

Inhaltsverzeichnis

0 Einleitung.....	5
1 Wissenschaftliche Publikation.....	9
1.1 Funktionen des Publizierens.....	9
1.1.1 Wissenschaft als gemeinsame Wahrheitssuche.....	9
1.1.2 Anerkennung und Reputation des Wissenschaftlers.....	10
1.1.3 Bewertungsmechanismen: Reviewing, Zitationsanalyse.....	12
1.2 Institutionen des traditionellen Publikationssystems: Wissenschaftliche Gesellschaft, Universität, Verlag, Bibliothek.....	19
1.3 Wandel der Publikationsstrukturen durch Digitalisierung und Vernetzung. 21	
1.3.1 E-Publishing.....	21
1.3.2 Das Open-Access-Modell.....	24
1.3.3 Die Rolle der Verlage.....	29
1.3.4 Die Rolle der Bibliotheken.....	34
2 Wandel der Publikation und Wandel der Philosophie.....	37
2.1 Publikation in der Philosophie im Vergleich zu anderen Wissenschaften....	38
2.2 Veränderungen bei etablierten Publikationen.....	45
2.2.1 „E-only“-Publikationen.....	45
2.2.2 Wissenschaftssprache Englisch.....	46
2.2.3 Von „Buchveröffentlichungen“ zu kürzeren Textformen.....	47
2.2.4 Beschleunigung der Publikation und der Wissenschaft.....	48
2.3 Posting vs. Publishing: Neue Formen der Publikation und Wissensmitteilung	50
2.4 Wer kann/darf veröffentlichen und welche Texte werden im WWW wahrgenommen?.....	53
2.5 Verlässlichkeit bei elektronischen Ressourcen.....	54
2.6 Die Stanford Encyclopedia of Philosophy als etablierte neue Form.....	56
3 Philosophie und Wissensmitteilung: der Wandel des Publikationssystems aus informationsethischer Perspektive	60
3.1 Information und Ethik.....	60

3.2 Krise der wissenschaftlichen Informationsversorgung in der Philosophie und die Notwendigkeit von Open Access?.....	66
3.3 Die Gestaltung des Urheberrechts und das Internet.....	73
3.4 Verwertung versus Verbreitung.....	77
3.5 Interessen bei der Veröffentlichung/Verbreitung von philosophischen Texten: aufklärerische Philosophie?.....	80
3.6 Wissenspopularisierung und Philosophie.....	84
4 Resümee.....	87
5 Literaturverzeichnis.....	91

0 Einleitung

Das Thema der vorliegenden Arbeit *Publikation von philosophischen Texten in Zeiten der Digitalisierung und Vernetzung im englisch- und deutschsprachigen Raum* wurde durch die Lektüre verschiedener allgemeiner Texte über wissenschaftliche Publikation und das Literaturversorgungssystem der Wissenschaft sowie durch aktuelle hitzige Debatten über „Publikationsfreiheit“ und „Open Access“ angeregt. Im Hintergrund stand bei der Themenwahl die Intention der Verknüpfung eines komparatistischen und philosophischen Ansatzes.

Die neuen Technologien und die durch sie bewirkten Veränderungen werden von den am Publikationsprozess Beteiligten und von den Wissenschaftlern entweder als Revolution im positiven Sinne begriffen, oder man begegnet dem Ganzen mit großer Skepsis und will alte Strukturen und Gewohntes bewahren. Eine dritte Gruppe ist nicht euphorisch, will sich den neuen Möglichkeiten aber nicht verschließen.

Bemerkenswert ist, dass einige technische Anwendungen von der Grundidee für die Wissenschaft erfunden wurden. Das WWW etwa wurde am CERN in Genf entwickelt, als System für das einfache Austauschen von Forschungsergebnissen inklusive der Möglichkeit, Verbindungen zwischen den einzelnen Texten in Hypertextform darzustellen. Dieses Konzept wurde nicht an die Wissenschaft als neue Kommunikationsplattform herangetragen, sondern ist nach ihren eigenen Bedürfnissen gestaltet.

Das Ziel dieser Arbeit ist, den Wandel der Publikation in der Philosophie und der dahinterstehenden Institutionen möglichst neutral zu beschreiben, und dabei weder einem blinden Fortschrittsglauben zu verfallen und auch nicht den Untergang der Wissenschaft und einer bestimmten Wissenschaftskultur zu prophezeien.

An den Begriff der Publikation knüpfen sich viele Themenbereiche. Publikationen werden des Öfteren als das Herzstück des Wissenschaftsbetriebs charakterisiert, sie erfüllen verschiedene Funktionen, die in der Arbeit erläutert werden. Diese Übersicht ist wichtig, da es bei der Frage nach der Veränderung der Publikation aus Sicht der Wissenschaft Ausschlag gebend ist, ob diese Funktionen nach wie vor erfüllt werden. Im traditionellen Publikationssystem sind eine Reihe von Institutionen beteiligt, deren Rolle einen interessanten Gegenstand der Untersuchung darstellt. Einiger Raum wird auch der Frage

nach den Veränderungen der „Publikation an sich“ in der Philosophie gewidmet werden. Etwas anders gelagert ist die informationsethische Fragestellung, die sich um den Zugang zur Literatur kümmert und die Frage stellt: Ist die Publikation im Interesse aller Beteiligten und der Gesellschaft organisiert?

Wie lässt sich die Einschränkung des Themas auf die Publikation von *philosophischen* Texten rechtfertigen? Zur Frage nach der Beziehung zwischen wissenschaftlicher Publikation und elektronischen Medien gibt es bis dato keine Untersuchung, die sich speziell mit philosophischen Texten - Texte, die innerhalb der akademischen Disziplin Philosophie produziert und rezipiert werden - befasst. Unterschiedliche Fächer und Disziplinen bringen fächerspezifische Publikationsformen hervor. Sowohl bei der Frage, welche Rolle Verlage in Zukunft bei der Publikation spielen werden, als auch beim Thema „Veränderung der Textformen“ ist eine fachspezifische Differenzierung notwendig, die in dieser Arbeit vorgenommen wird. Auch in der Open-Access-Debatte kann nicht für alle Fächer gleich argumentiert werden.

Was heißt „in Zeiten der Digitalisierung und Vernetzung“? Die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) schreitet rasant voran. Digitale Speichermedien und Daten sind aus der Informationsverarbeitung, genauer der Textproduktion und -verarbeitung, nicht mehr wegzudenken. Zusätzlich gibt es die globale Vernetzung von Computern - das Internet - und die Möglichkeit, elektronische Daten über dieses Netz zu versenden. Diese technologischen Umwälzungen haben großen Einfluss auf die Publikationsstrukturen in der Wissenschaft, die beteiligten Institutionen und auf die wissenschaftliche Publikation.

Die Einschränkung des Themas auf den englisch- und deutschsprachigen Raum ist nicht für alle Teilaspekte der Arbeit sinnvoll, in einigen Punkten führt die komparatistische Perspektive jedoch zu interessanten Ergebnissen. Während die Welt der Wissenschaftsverlage im Bereich der Geisteswissenschaften im englischsprachigen Raum von nicht-kommerziellen Universitätsverlagen dominiert wird, sind die Hauptakteure im deutschsprachigen privatwirtschaftlich geführte klein- und mittelständige Verlage.

Neben den Unterschieden im Verlagswesen spielen bei der Orientierung der Philosophie selbst die beiden Traditionen „Kontinentalphilosophie“ und

„Analytische Philosophie“ nach wie vor eine Rolle, was sich auch in der Praxis der Veröffentlichung widerspiegelt. Die Umsetzung von Open Access ist ebenfalls von der *nationalen* Forschungs- und Förderungspolitik abhängig, auch hier ist ein Vergleich sinnvoll.

Ein Großteil der Quellen oder der empirischen Daten, beispielsweise der Zitationsanalyse, die verwendet werden, betreffen den englisch- und deutschsprachigen Raum. Englisch und Deutsch sind in dieser Reihenfolge die Sprachen, in denen weltweit die meisten philosophischen Texte veröffentlicht werden und deshalb in dieser Hinsicht die wichtigsten Sprachen für die Disziplin Philosophie.

Im ersten Teil der Arbeit geht es allgemein um die wissenschaftliche Publikation. Es wird dargestellt, dass Wissenschaft ein gemeinschaftliches Projekt ist und deshalb die Kommunikation der Forschungsergebnisse organisiert werden muss. Danach wird die Bedeutung der Publikation für die Reputation des einzelnen Wissenschaftlers besprochen. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Bewertung der wissenschaftlichen Arbeit durch Bewertung der Publikationen schließt daran an.

Die Institutionen des traditionellen Publikationssystems und ihre geschichtliche Entwicklung werden unter Punkt 1.2 vorgestellt, bevor die Beschäftigung mit dessen Wandel anhand der beiden Hauptthemen E-Publishing und Open Access beginnt. Am Ende des ersten Teils der Arbeit steht die Analyse des Wandels der Rolle des Verlags und der Bibliothek.

Im zweiten Teil der Arbeit ist folgende Frage zentral: Wie verändert sich die Publikation in der Philosophie durch den Einfluss von elektronischen Medien? Für die Beantwortung dieser Frage wird zunächst erläutert, welche Publikationsformen in der Philosophie im Wissenschaftsvergleich besonders wichtig sind. Es werden einige Thesen präsentiert, wie sich die etablierten Publikationsformen verändern. Außerdem wird die Frage gestellt, welche neuen Formen der Publikation sich im Internet herausbilden und welche Texte warum als wissenschaftliche Publikationen akzeptiert werden. Damit zusammen hängt die allgemeine Frage der „Verlässlichkeit“ von elektronischen Ressourcen. Wer kann/darf in der elektronischen Umgebung veröffentlichen? Damit beschäftigt sich auch ein Kapitel des zweiten Teils. Zuletzt wird ein Musterprojekt der „Neuen Publikation“ vorgestellt und erläutert, in welchen Belangen die

Stanford Encyclopedia of Philosophy Schule machen könnte.

Der dritte Teil der Arbeit *Philosophie und Wissens-mit-teilung: der Wandel des Publikationssystems aus informationsethischer Perspektive* wird eingeleitet mit der allgemeinen Erläuterung des Zusammenhangs Information und Ethik und der Ansätze der deutschen und englischen Disziplin Informationsethik. Dann wird gefragt: Wie steht es gegenwärtig um die Literaturversorgung in der Philosophie? Damit einhergehen soll eine Beurteilung der Notwendigkeit von Open Access für philosophische Texte. Für den Zugang zu wissenschaftlichen Texten hat die Ausgestaltung des Urheberrechts große Bedeutung, ein weiterer Punkt des dritten Teils der Arbeit. Die beiden Ziele „Verbreitung“ und „Verwertung“ bei der Veröffentlichung eines Texts werden unter Punkt 3.4 gegenübergestellt. Darauf folgt die Fragestellung, welche Interessen mit der Veröffentlichung eines philosophischen Texts verbunden sind und welche Rolle das Konzept der Aufklärung dabei gegenwärtig spielt. Die gesamte Arbeit wird mit dem Punkt Wissenspopularisierung und Philosophie abgeschlossen.

Die Quellenangaben werden in der Arbeit in Form der Kurznotation im Text gestaltet, eine Ausnahme bilden Fußnoten, die sich auf Texte im WWW beziehen, die nicht als Textdokumente betrachtet werden.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurde auf geschlechterspezifische Formulierungen im Text verzichtet, wenn beispielsweise von Wissenschaftlern die Rede ist, sind Wissenschaftlerinnen gleichermaßen bezeichnet.

1 Wissenschaftliche Publikation

1.1 Funktionen des Publizierens

Im Kapitel 1.1 soll die Frage beantwortet werden: Weshalb werden Forschungsergebnisse - in Form von Texten - publiziert? Diese Frage wird deshalb so allgemein gestellt und beantwortet, weil auf den ersten Blick die Unterschiede zwischen der Philosophie, die im Zentrum des Interesses dieser Untersuchung steht, und den übrigen Wissenschaften nicht gravierend ausfallen. Dies ist vor allem dadurch begründet, dass die Philosophie ein Teil des akademischen Betriebs ist, und deshalb auch in vielen Punkten ähnlich funktioniert. Auf die fachspezifischen Differenzen soll aber in den späteren Teilen der Arbeit eingegangen werden.

Zuerst soll herausgestellt werden, dass jede wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Wissen von anderen Wissenschaftlern aufbaut. Danach wird die Bedeutung der Publikation für die Anerkennung des Wissenschaftlers durch die Gesellschaft und als „Karriereinstrument“ beschrieben. Damit zusammenhängen die Bewertung von wissenschaftlichen Publikationen und die Qualitätssicherung.

1.1.1 Wissenschaft als gemeinsame Wahrheitssuche

„Wissenschaft ist der gesellschaftlich-politisch institutionalisierte und nur kollektiv realisierbare Versuch, systematisch und methodisch zu erkunden, was alles in der Welt der Fall ist, und warum es der Fall ist.“ (Tetens 1999, 1764) In dieser philosophischen Definition von Wissenschaft werden wichtige Punkte angesprochen: Die wissenschaftliche Arbeit ist institutionalisiert. Man geht systematisch und nach bestimmten Methoden vor. Wissenschaft ist keine Sache eines einzelnen Forschers, am Projekt der Wahrheitsfindung nimmt vielmehr die weltweite Scientific Community teil; die Entwicklung vom Universalgelehrten zum spezialisierten Teamarbeiter schreitet immer weiter voran. (Vgl. De Solla Price 1974) Die Gemeinschaft der Forschenden erstreckt sich nicht nur auf die aktuell lebenden Wissenschaftler, sondern ist auch eine historische. Jeder Wissenschaftler steht in einer bestimmten Tradition und baut auf vorhandenem Wissen auf. Robert K. Merton sieht deshalb die Veröffentlichung der Erkenntnisse als Teil des „wissenschaftlichen Ethos“. An gleicher Stelle schreibt er vom „Imperativ, neue Erkenntnisse anderen

mitzuteilen“ (1985, 94). Eine Nicht-Veröffentlichung von neuen Erkenntnissen ist dem Fortschritt des gesamten Wissenschaftsprojekts hinderlich. Im Lauf der Geschichte hat sich ein Rahmen dafür herausgebildet, wie in der Wissenschaft neue Erkenntnisse präsentiert werden. Innerhalb der Wissenschaftskommunikation kommt der schriftlichen Kommunikation und Veröffentlichung von Wissen eine sehr wichtige Rolle zu. Parthey (2000, 68) schreibt dazu: „Wissenschaft kommt ohne einen schriftlichen Bericht über die Entstehung von Neuem nicht aus.“ Diese Aussage lässt sich mit verschiedenen Argumenten stützen. Die Notwendigkeit der schriftlichen Veröffentlichung ergibt sich aus einem bestimmten wissenschaftlichen Anspruch. Üblicherweise wird auf die Objektivität und intersubjektive Nachvollziehbarkeit von wissenschaftlichem Wissen verwiesen. Intersubjektiv nachvollzogen kann eine neue Erkenntnis nur dann werden, wenn sie veröffentlicht wird. Mit der Veröffentlichung setzt sich der Wissenschaftler der allgemeinen Kritik aus und will eine Bestätigung seiner Ergebnisse. Nentwich (2003, 36) schreibt diesbezüglich von „Certification“. Mit der schriftlichen Veröffentlichung wird gleichzeitig der Anlass und die Grundlage für die Beschäftigung anderer Wissenschaftler mit einem Thema geboten. Der wissenschaftliche Diskurs zu einem bestimmten Thema sollte angeregt werden. Wird ein Thema oder ein Problem als besonders wichtig erkannt, so macht sich eine große Gruppe daran, es zu bearbeiten. Eine solche Gruppe hat gegenüber dem einzelnen Wissenschaftler entscheidende Vorteile. Es soll hier auf das Phänomen der „kollektiven Intelligenz“ verwiesen werden. (Vgl. Sunstein 2006) Das Ergebnis der Zusammenarbeit und die kollektive Urteilskraft der Forscher ist dabei besser als die Summe der Einzelleistungen, beziehungsweise lässt die Leistung sich nicht mehr den einzelnen Beteiligten zuordnen.

Da die Arbeitsteilung auch in den Wissenschaften sehr weit fortgeschritten ist, erscheint es als wichtig, Parallel-Arbeit zu verhindern, mit dem Ziel effektiver Nutzung wissenschaftlicher Ressourcen. Dies wird ermöglicht durch das Wissen über den Stand der jeweiligen Wissenschaft, der in der Literatur dokumentiert wird.

1.1.2 Anerkennung und Reputation des Wissenschaftlers

Neben der Bedeutung der Publikation für den wissenschaftlichen Fortschritt hat sie eine Funktion für den einzelnen Wissenschaftler, der nun ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden soll.

Andermann/Degkwitz (2006, 222) schreiben: „Wissenschaftliche Publikationen positionieren den Autor bzw. den Wissenschaftler auf seinem Fachgebiet und tragen zugleich zu dessen Prestige- und Renommeegewinn bei.“ Die Arbeit eines Wissenschaftlers wird maßgeblich an der Anzahl und der Qualität seiner Publikationen gemessen. „Qualität“ bezieht sich dabei nicht nur auf die wissenschaftliche Qualität der „Veröffentlichung an sich“, sondern vor allem darauf wo, also in welchen Medien, veröffentlicht wird. Das Endergebnis jeder wissenschaftlichen Anstrengung, die wahrgenommen werden will, muss in schriftlicher Form präsentiert werden. Dies ist entscheidend, um in den Status eines von der Gesellschaft anerkannten Wissenschaftlers zu gelangen, wobei die Anerkennung keine unmittelbare ist. Anerkennung kann auf verschiedene Art und Weise ausgedrückt werden. Über Umwege wird eine außergewöhnliche wissenschaftliche Leistung mit Geld belohnt, finanzieller Gewinn spielt aber nicht immer eine Rolle. Die Art der Anerkennung oder der Belohnung ist auch von der jeweiligen Wissenschaft abhängig. Merton bezieht sich vor allem auf Naturwissenschaften, wenn er schreibt:

An der Spitze der äußerst vielgestaltigen Formen von Anerkennung, die seit langem in Gebrauch sind, steht die Eponymie, die Verknüpfung des Namens eines Wissenschaftlers mit Teilen von dem oder allem, was er entdeckt hat, wie etwa beim Kopernikanischen System, beim Hookeschen Gesetz, beim Planckschen Wirkungsquantum oder beim Halleyschen Kometen. (1985, 271)

Für die Geisteswissenschaften gibt es keine Naturgesetze aufzufinden und zu benennen. In Einzelfällen kommt es jedoch zur Bildung von Begriffen, die den Namen eines Wissenschaftlers beinhalten. Als Beispiel könnte man die „aristotelische Logik“ nennen. Eine besondere Anerkennung stellt es dar, als Begründer einer bestimmten Disziplin oder Fachrichtung identifiziert zu werden und zu gelten.

Publikationen sind darüber hinaus ein wichtiges Kriterium bei der Personalentscheidung von Forschungsbetrieben und -institutionen. Jeder Wissenschaftler unterliegt dem Zwang der Evaluierung, die maßgeblich über die schriftlichen Veröffentlichungen erfolgt. Publikationslisten sind entscheidend für die Einladung zu Kongressen oder ähnlichen fachspezifischen Ereignissen. Die massive Bedeutung der Publikation wird in der Wissenschaftsforschung unter dem Stichwort „publish or perish“ zusammengefasst. Wie bereits angedeutet, ist Publikation nicht gleich Publikation. Wie eine Auswahl und Bewertung stattfindet, soll im folgenden Kapitel kurz dargestellt werden.

1.1.3 Bewertungsmechanismen: Reviewing, Zitationsanalyse

Damit sich in letzter Konsequenz Qualität bei wissenschaftlichem Wissen durchsetzt, beziehungsweise generell eine Auswahl passiert, wird nicht nur auf „natürliche Auslese“ gesetzt. Die in diesem Kapitel beschriebenen Bewertungsmechanismen haben vor allem für Zeitschriften Bedeutung. Eine möglichst objektive Bewertung wissenschaftlicher Arbeit oder der Resultate wissenschaftlicher Arbeit ist für viele Beteiligte des Forschungsbetriebes von Interesse:

- Medien, konkret wissenschaftliche Zeitschriften, streben nach Qualität bei ihren Beiträgen, sie versuchen, einen möglichst wichtigen Platz in einem bestimmten Bereich der Forschung einzunehmen. Reputation ist der entscheidende Erfolgsfaktor für wissenschaftliche Zeitschriften.
- Ein Wissenschaftler ist in einer Person Wissensproduzent und Wissensrezipient. Als Produzent ist es für ihn wichtig in Medien zu veröffentlichen, die für Qualität stehen. Außerdem kann es hilfreich sein, sich bei der Arbeit an bestimmten existierenden Maßstäben zu orientieren, die von Zeitschriften geboten werden. In seiner zweiten Rolle ist der Wissenschaftler daran interessiert, möglichst relevante und qualitativ hochwertige Literatur seines Forschungsbereichs zu lesen, um eine gute Grundlage für die eigene Arbeit zu haben.
- Die Entscheidungsträger der Forschungs- und Förderungspolitik, im Speziellen die Personalverantwortlichen des akademischen Betriebs, haben großes Interesse an objektiver Bewertung wissenschaftlicher Arbeit.

Die Bewertung knüpft sich an die Publikation und an das Publikationsverfahren. Reviewing findet vor und teilweise auch nach der Publikation statt, die Zitationsanalyse kann nur nach erfolgter Publikation betrieben werden. Zuerst sollen gängige Review-Verfahren beschrieben werden.

Reviewing:

Es gibt verschiedene Verfahren bei der Begutachtung von Texten, in nahezu allen Fällen sind es Experten, die die Qualität und Eignung zur Publikation beurteilen. Hinter diesem System steht die Annahme, dass es nur „einige wenige Fachleute [gibt], die den Spezialdiskursen ihrer Forschungsgebiete folgen und die Qualität und Relevanz neuer Forschungsergebnisse einschätzen

können.“ (Schütte 2009, 3)

Einige wissenschaftliche Zeitschriften haben nur *einen* Herausgeber, der als Experte fungiert, und die eingereichten Texte beurteilt. Oft steht dem Herausgeber ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite, das heißt, er kann andere Experten um eine Beurteilung bitten und in Entscheidungen einbeziehen.

Die Beurteilung findet in der Regel entweder (1) „nicht anonym“ oder (2) „verdeckt“ statt.

Der erste Fall bedeutet, der Gutachter weiß, wer den Text verfasst hat, der Autor auch, wer ihn begutachtet. Oder aber, der Gutachter weiß, von wem der Text stammt, aber der Autor nicht, wer ihn begutachtet („einfach verdeckt“).

Bei Peer Review, also bei der Beurteilung eines Texts durch Wissenschaftskollegen, die nicht an der Herausgabe der Zeitschrift beteiligt sind, werden die Texte mehrheitlich völlig anonym beurteilt, man spricht auch von „doppelt verdeckt“. Der Gutachter weiß nicht, wer den Text verfasst hat und der Autor des Textes erfährt nicht, wer seinen Text beurteilt hat.

Es gibt wichtige Stimmen wie Harnad (2000), die auf das gute Funktionieren und auf die Bedeutung dieser Begutachtungsverfahren für die Wissenschaft hinweisen, aber gleichzeitig auch Mängel zugeben. Diese Mängel formuliert zum Beispiel Umstätter (2007, 9) so:

Während das peer reviewing ein Versuch war, insbesondere die inhaltliche Qualität und Zuverlässigkeit zu sichern, unterliegt es immer wieder der nachweisbaren Kritik, wichtige Ergebnisse in ihrer Publikation verhindert, geistigem Diebstahl Vorschub geleistet und trotzdem die Literaturflut nicht verhindert zu haben.

Peers haben eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe und damit auch Macht bei der Beurteilung von Forschungsergebnissen, die über positive oder negative Gutachten zu Zeitschriftenartikel weit hinausgeht:

Peers entscheiden darüber, welche Wissensbehauptungen Eingang in wissenschaftliche Fachzeitschriften finden. Sie befinden über Forschungsstipendien und die Förderung von Forschungsprojekten und damit nicht selten über die Durchsetzungschance neuer Erkenntnisse und erfolgreicher Wissenschaftlerkarrieren. (Schütte 2009, 3)

Durch regelmäßige Betrugsfälle in der Wissenschaft – der Veröffentlichung von Pseudoforschungsergebnissen – ist die Scientific Community herausgefordert, über das System der Begutachtung von Texten nachzudenken. Die Bewertung selbst zu bewerten ist schwierig, da kein absoluter Maßstab zur Verfügung steht. Verfahren können bloß verglichen werden und dabei kann man ihre

Schwächen und Stärken aufzeigen.

Es gibt auf dem Sektor der Bewertung von wissenschaftlichen Texten innovative Ideen, die die Möglichkeiten der IKT nutzen, eine davon ist Open Peer Review. Bei dieser Variante werden die Texte auf einem Server zur Verfügung gestellt und die kritische Öffentlichkeit ist dazu eingeladen, Kommentare zu den Texten zu verfassen, die dann den Herausgebern der Zeitschrift zur Verfügung stehen. Ein Testlauf zu Open Peer Review wurde 2006 von *Nature* durchgeführt. Die in einem bestimmten Zeitraum eingereichten Texte wurden - wie beim normalen Peer Review - vorgeprüft, auf diese Art und Weise wurden 60% der Texte aussortiert. Von den Autoren dieser ausgewählten Texte stimmten nur 5% zu, dass ihre Texte für den Open Peer Review Versuch verwendet werden dürfen. Dies ist auch bemerkenswert, der Grund ist möglicherweise die Angst vor dem Preisgeben der wissenschaftlichen Erkenntnisse vor der eigentlichen Veröffentlichung. Das Ergebnis des Versuchs ist kein schlagendes Argument für diese neue Art des Reviewing. Obwohl das allgemeine Interesse groß war, war die Gesamtzahl der Kommentare „not significant“. Die Conclusio von *Nature* lautet: „Feedback suggests that there is a marked reluctance among researchers to offer open comments.“¹ Die Bereitschaft sich freiwillig am Open Peer Review zu beteiligen ist nicht sehr hoch und die Qualität der Kommentare war für *Nature* auch kein Grund Open Peer Review im Normalbetrieb einzuführen.

Es stellt sich die Grundsatzfrage: Soll man Texte zuerst bewerten lassen (durch eine ausgewählte Gruppe) und dann veröffentlichen, oder zuerst veröffentlichen und dann die Bewertung (durch die Allgemeinheit) organisieren. Welche Probleme sich durch das zweite Modell ergeben, soll im zweiten Kapitel der Arbeit besprochen werden.

Zitationsanalyse:

Ein sehr wichtiger Teil der Bewertung wissenschaftlicher Veröffentlichungen stützt sich auf die Zitationsanalyse. Die Analyse setzt Daten voraus, die in Zitationsdatenbanken verfügbar sind. Diese Datenbanken beinhalten die Information darüber, welche Publikation in welcher anderen Publikation zitiert wird. In den 1960er Jahren wurde zum ersten Mal ein Citation Index präsentiert. Die Idee für diesen Index veröffentlichte Eugene Garfield 1955 in

¹ <http://www.nature.com/nature/peerreview/debate/nature05535.html> (abger. am 26.08.2009)

Science. Er hatte folgende Vorstellung: „It is best described as an association-of-ideas index, and it gives the reader as much leeway as he requires.“ (Garfield 1955, 108) Etabliert waren damals bereits Fachbibliografien, Garfield wollte aber die Möglichkeit schaffen, konkrete Ideen anhand von Zitaten zu verfolgen. Der bahnbrechende Erfolg und die verschiedenartigen Anwendungen waren zum damaligen Zeitpunkt noch nicht abzusehen. Die Daten über Zitation eignen sich für verschiedene Auswertungen. Ein Grundgedanke dabei ist folgender:

Assuming that scientists cite the work that they have found useful in pursuing their own research, the number of citations received by a publication is seen as a quantitative measure of the resonance and impact that this publication has created in the scientific community. (Neuhaus/Daniel 2008, 196)

Ein hoher Impact ist gleichbedeutend mit Wichtigkeit und wird deshalb auch oft als Qualitätsmerkmal gedeutet. Im Vordergrund stand ursprünglich die Evaluierung von Zeitschriften, nicht die von einzelnen Artikeln. Jedoch wird die Bedeutung des Journal Impact Factor ausgedehnt, wie Guédon (2001) feststellt: „Research centers and universities commonly use journal impact factors. Although pertaining to periodicals, this indicator finds itself applied to the case of individual scientists' performance, simply because the figures are published and, therefore, readily available.“

Was die Verwendung der Ergebnisse der Zitationsanalyse als Qualitätsmerkmal betrifft, gibt es eine Reihe von Kritikpunkten. Es soll an dieser Stelle zum Beispiel der von Merton (1985) beschriebene „Matthäus-Effekt“ genannt werden. Häufig zitierte Publikationen werden wiederum häufiger zitiert, es kommt zu einem Schneeballeffekt. Oft wird die Publikation nicht gelesen, sondern bloß zitiert. Es wird auch zitiert um Anerkennung auszudrücken, wobei das innerhalb von Netzwerken in der Scientific Community zu Gegengeschäften führt. All diese Gründe für Zitation lassen nicht unbedingt Rückschlüsse auf die inhaltliche Qualität der jeweiligen Publikation zu.

Die große Aufmerksamkeit, die der Zitationsanalyse gegenwärtig zukommt, muss im Allgemeinen kritisch betrachtet werden. Der Medienkonzern *Thomson Reuters Corporation* hat im Bereich der Information über Zitation von wissenschaftlichem Wissen einen sehr großen Einfluss. Die Mitarbeiter dieses Unternehmens entscheiden darüber, welche Zeitschriften überhaupt ausgewertet werden und Teil der verschiedenen Zitationsindizes sind. Die Kriterien für die Aufnahme einzelner Zeitschriften in die Auswertung sind zumindest öffentlich

zugänglich, aber durchaus Streitbar.

Für die Philosophie liegt die Sache ein wenig kompliziert. Da in der Philosophie Monografien und andere Publikationen neben Zeitschriften einen großen Stellenwert haben und auch das Ablaufdatum von philosophischen Publikationen nicht so kurzfristig wie bei anderen Wissenschaften ist, hätte eine aussagekräftige Zitationsanalyse bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen. Monografien müssten viel stärker berücksichtigt werden, eine Forderung, die grundsätzlich erfüllbar scheint, praktisch aber einige Schwierigkeiten mit sich bringt. In der Praxis ergibt sich mit der Auswahl der Zeitschriften ein mehr oder weniger abgegrenztes Zitationsnetzwerk. Die Zitationsanalyse bei Monografien, Sammelbänden etc. ist schwer zu bewältigen. Die ausführliche Erklärung dazu liefert Hornbostel (2009, 21):

In den gebräuchlichen Datenbanken lässt sich zwischen source-items und non-source-items unterscheiden. Erstere bezeichnen jene Zeitschriftenartikel, die aufgrund einer regelmäßigen Auswertung bestimmter Zeitschriften in die Datenbank übernommen werden. Die Literaturliste dieser Artikel, die ebenfalls aufgenommen wird, enthält nun Referenzen auf Artikel, die ihrerseits aus jenen regelmäßig ausgewerteten Zeitschriften stammen (source-items), aber auch Hinweise auf Monografien, Sammelbände oder Artikel aus Zeitschriften, die nicht für die Datenbank ausgewertet werden (non-source-items). Daher lässt sich (mit einigem Aufwand) z. B. auch für eine Monografie ermitteln, in welchen Artikeln (die mit ihrer gesamten Literaturliste in die Datenbank eingepflegt wurden) diese Monografie in der Literaturliste auftaucht, d.h. zitiert wird. Nicht (bzw. nur mit sehr großem Aufwand) ermitteln lässt sich, was in diesen non-source-items in der Literaturliste steht, was also von diesen Publikationen zitiert wird.

Für die Philosophie wäre es wichtig, dass der untersuchte Zeitraum länger gewählt ist, ein Punkt der diese Unternehmung ebenfalls erschwert.

Neben den kommerziellen Datenbanken von *Thomson Reuters* bietet es sich seit 2004 an, Daten von *Google Scholar*, einem Google-Projekt, das im dritten Teil dieser Arbeit noch Erwähnung finden wird, für die Zitationsanalyse zu nutzen. *Google Scholar* erfasst eine breitere Auswahl an Publikationsarten. Bei einem Vergleich kommt Baneyx (2008) zu dem Resultat: „[T]he use of Google Scholar results in more comprehensive citation coverage in the humanities. In particular, it benefits academics publishing in sources that are not well covered in ISI, such as books, conference papers, non-USA journals, etc.“

Die Auswertung dieser Daten wird in Zukunft für die Philosophie zu einem wichtigen Gradmesser. Das Rating von Publikationen wurde in der Philosophie

lange Zeit vernachlässigt. Es gibt jedoch neuere Entwicklungen bei der Beurteilung von wissenschaftlichen Leistungen, denen sich die Philosophie wahrscheinlich nicht entziehen kann, weil sie sehr wichtig für die Personalpolitik der Hochschulen sind, der relativ neue „H-Index“ etwa, der vom US-amerikanischen Physiker Hirsch erfunden wurde:

„I propose the index h, defined as the number of papers with citation number $\geq h$, as a useful index to characterize the scientific output of a researcher.“ (Hirsch 2005, 16569) Für diesen Index wird also einerseits die Gesamtanzahl der Publikationen eines Wissenschaftlers benötigt und die Zahl, wie oft diese Publikationen zitiert wurden. Monografien sind bislang nicht Teil der Auswertung, weil diese anhand von bestehenden Daten der Indizes durchgeführt wird.

Wo unbedingt eine Beurteilung erfolgen soll, wird mit anderen Methoden versucht, philosophische Zeitschriften zu bewerten. Pirmin Stekeler-Weithofer kritisiert die weltweite Rankingliste² philosophischer Journale, die für die European Science Foundation erstellt wurde. Er schreibt:

Der zentrale systematische Fehler der 'ESF'-Liste besteht aber darin, dass ohne weitere Kategorisierung der philosophischen Journale alle philosophischen Zeitschriften in drei Klassen A, B und C eingeteilt werden. Es wird dabei zwar an etwas versteckter Stelle gesagt, dass vor allem nach Graden der Internationalität ‚gerankt‘ werde. (Stekeler-Weithofer 2009, 40)

Auch im „Abschlussbericht des Evaluationsteams Philosophie und Bildungswissenschaft“ zur Evaluation der Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft der Universität Wien 2008 schreiben die Gutachter, die Evaluation der Forschungsleistung kann in den Geisteswissenschaften „nicht allein anhand der ERIH-Listen erfolgen“. Die Gutachter kritisieren, dass „diese Listen nur Zeitschriftenaufsätze erfassen und weder die in den Geisteswissenschaften wichtigen (Artikel in) Sammelbände(n) noch Monographien“. Weiters sieht man in den Listen eine „Privilegierung des amerikanischen Raumes und der formalisierten Unterdisziplinen“. (Gutachterbericht 2008, 2)

Der Gradmesser der internationalen Bedeutung scheint für die Philosophie nicht angemessen zu sein und die Zeitschriften sind zu wenig kategorisiert.

2 ERIH Initial List: Philosophy 2007. Die Selbstbeschreibung des Projekts lautet: "European Reference Index for the Humanities (ERIH) is a project jointly sponsored by ESF and the European Commission ERA-Net project "Humanities in the European Research Area." (HERA)

Stekeler-Weithofer macht einen Gegenvorschlag zum ESF Ranking, bei dem er national führende Zeitschriften und internationale trennt und auch nach Disziplinen der Philosophie ordnet. Diese differenzierende Herangehensweise ist als positiv zu beurteilen, die Auswahl der Zeitschriften hingegen erfolgt nach persönlicher Einschätzung des Philosophen und entbehrt einer objektiven Grundlage. Die Zeitschriften werden außerdem nur genannt und nicht in ihrer Wichtigkeit beurteilt, und können somit nicht verglichen werden. Als Orientierungshilfe mag die Liste brauchbar sein. Auch die Ersteller der ESF Liste schränken deren Bedeutung ein, mit den Worten:

As they stand, the lists are not a bibliometric tool. The ERIH Steering Committee and the Expert Panels therefore advise against using the lists as the only basis for assessment of individual candidates for positions or promotions or of applicants for research grants. (ERIH 2007, 1)

Auch die Liste der ESF soll also nicht alleinig zur Beurteilung von philosophischen Leistungen herangezogen werden.

Nach den ersten hier geschilderten Problemen der bestehenden Praxis der Zitationsanalyse und Forschungsevaluation kann generell gesagt werden, ein differenzierter Umgang mit Ergebnissen der Zitationsanalyse ist – wie bei anderen statistischen Ergebnissen – unabdingbar. Die Berücksichtigung von fachspezifischen Besonderheiten bei der Publikation in einzelnen Wissenschaften ist besonders wichtig.

Die Zitationsanalyse und das damit verbundenen Rating ist ein Bestandteil des traditionellen Publikationssystems, sowie auch das Peer Reviewing. Im nächsten Abschnitt soll dieses traditionelle Publikationssystem kurz vorgestellt werden.

1.2 Institutionen des traditionellen Publikationssystems: Wissenschaftliche Gesellschaft, Universität, Verlag, Bibliothek

Um den Wandel des Publikationssystems zu beschreiben, soll zuerst das traditionelle System und seine Institutionen, vor allem im englisch- und deutschsprachigen Raum, umrissen werden.

Die Evolution des Publikationssystems wird maßgeblich durch technische Neuerungen bewirkt. Der Buchdruck wird als entscheidendste technische Erfindung für das bestehende Publikationssystem gesehen, in der Literatur ist von der „Gutenberg-Galaxis“ (McLuhan 1962), von der Gutenberg-Ära oder dem Gutenberg-Zeitalter die Rede.

Das wissenschaftliche Publikationssystem war in seiner ersten Zeit nur auf Bücher beschränkt. Die Kommunikation beziehungsweise der Diskurs zwischen den verschiedenen Wissenschaftlern war maßgeblich durch den persönlichen Briefwechsel bestimmt. Von dieser Art des Austausches gelangte man im Laufe der Zeit, vor allem durch die Vergrößerung der Anzahl der Beteiligten, zu einer institutionalisierten Form der Wissenschaftskommunikation. Die wissenschaftliche Zeitschrift wurde erfunden. Die These, die Zeitschrift als partikulären Ersatz für den Briefwechsel zu sehen, wie etwa Zott (2002), ist allerdings nicht die einzige Erklärung für die Erfindung der wissenschaftlichen Zeitschrift. De Solla Price (1974) führt die Entstehung derselben auf die damals als Flut wahrgenommene Anzahl von Publikationen in Buchform zurück.

Die ersten Fachzeitschriften wurden von Wissenschaftlichen Gesellschaften initiiert und entstanden im naturwissenschaftlichen Bereich. Im englischsprachigen Raum waren dies die „Philosophical Transactions“ (1665) der „Royal Society“, heute herausgegeben vom Verlag der Gesellschaft „Royal Society Publishing“. Die ersten Entwicklungsschritte im deutschsprachigen Raum beschreibt Zott wie folgt: „Durch die endliche Herausbildung von Zeitschriften wurde der Brief entlastet, zwischen 1665 bis 1685 durch die Acta Eruditorum, die erste wissenschaftliche Zeitschrift Deutschlands (1682, Leipzig), die Monatsgespräche als erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache (1688, Halle) [...]“. (2002, 54) Interessant ist, dass in diesen Zeitschriften vor allem Publikationen in Buchform vorgestellt wurden, eine Tatsache, die De Solla Price's These der damaligen Funktion der Zeitschrift als Auswahlinstrument unterstützt. Seit der Entstehung der Zeitschriften haben sich

Bücher und Zeitschriften als Hauptformen der Publikation gehalten.

Eine Institution, die Wissenschaftliche Gesellschaft, wurde als Teil der Entwicklung bereits genannt. Die ersten Fachgesellschaften waren nationale Netzwerke von Wissenschaftlern, wie die Royal Society. Einige dieser Gesellschaften bildeten eigene Verlage aus, in denen Spezialisten arbeiteten, die ausschließlich mit der Veröffentlichung von Texten betraut waren. Wichtige Impulse kamen auch von den Universitäten. Der weltweit älteste Verlag und zugleich älteste Universitätsverlag ist „Cambridge University Press“, der bereits 1584 sein erstes Buch druckte.³ Ebenfalls in England gegründet wurde der heute weltweit größte Universitätsverlag Oxford University Press (OUP). In den USA wurde 1869 „Cornell University Press“ als erster Verlag dieser Art gegründet.⁴

Im deutschsprachigen Raum haben Universitätsverlage, auch als Hochschulverlage bezeichnet, keine lange Tradition. Der Verlag der Bauhaus Universität Weimar wurde als erster deutscher Universitätsverlag erst 1954 gegründet.⁵ In Österreich existieren Universitätsverlage streng genommen nur im Sinne von Kooperationen von Universitäten mit Verlagsunternehmen. In Wien gab und gibt es verschiedene Buchhandlungen und Verlage, die sich historisch als Universitätsbuchhandlungen oder Universitätsverlage (Braumüller, WUV) bezeichneten, diese waren und sind jedoch strukturell kein Teil der Universität. Ein neueres Projekt der Universität Wien ist „Vienna University Press“ (VUP), gegründet 2007, eine Marke, die für eine Zusammenarbeit der Universität Wien mit dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht steht.

Neben den hier erwähnten Universitätsverlagen spielen im deutschsprachigen Bereich – vor allem in den Geisteswissenschaften – privatwirtschaftlich geführte klein- und mittelständige Verlage die Hauptrolle. Der internationale Zeitschriftenmarkt der Naturwissenschaften wird dagegen von Medienkonzernen dominiert. Diese Unterschiede sind bei der Debatte um die Rolle der Verlage zu berücksichtigen.

Der Kreis des wissenschaftlichen Kommunikations- und Publikationssystems schließt sich mit den Bibliotheken. Diese erwerben Fachliteratur und stellen sie für die Wissenschaftler zur Verfügung. Sie treffen die Auswahl bei der Anschaffung von Büchern und bei der Zeitschriftensubskription. Das Budget und die Anschaffungspolitik der Bibliotheken bestimmen die Versorgungslage

3 Vgl. <http://www.cambridge.org/about/default.htm> (abger. am 26.08.2009)

4 Vgl. http://www.cornellpress.cornell.edu/cup8_presshistory.html (abger. am 26.08.2009)

5 Vgl. <http://www.uni-weimar.de/cms/index.php?id=1625> (abger. am 26.08.2009)

was wissenschaftliche Publikationen angeht, da nur ein kleiner Teil der Wissenschaftler sich einen Zugang zu wissenschaftlichen Zeitschriften privat leistet oder leisten kann.

1.3 Wandel der Publikationsstrukturen durch Digitalisierung und Vernetzung

In Kapitel 1.3 soll aufgezeigt werden, welche maßgeblichen Entwicklungen und damit verbundene Diskussionen im Bereich der wissenschaftlichen Publikation stattfinden. Zuerst soll die Verlagerung der Publikation von gedruckten Medien in elektronische Medien besprochen werden. Danach wird die Open-Access-Idee vorgestellt. Die Open-Access-Diskussion wird im Rahmen des dritten Kapitels dieser Arbeit, das sich mit dem Wandel der Publikation aus informationsethischer Perspektive beschäftigt, noch genauer betrachtet werden. Sowohl E-Publishing als auch Open Access stellen für die existierenden Wissenschaftsverlage und Bibliotheken eine Herausforderung dar. Ihre Positionen im Gefüge der traditionellen Institutionen der Publikation werden am meisten hinterfragt. Die Untersuchung dieser Positionen soll nach den Themen E-Publishing und Open Access das Kapitel beschließen.

1.3.1 E-Publishing

Es gibt viele unterschiedliche Definitionen dafür, was eine elektronische Publikation (E-Publikation) ausmacht. Kling/McKim (1999, 3) schreiben: „We define an electronic publication as a document distributed *primarily* [meine Hervorhebung] through electronic media. The distribution medium is the defining factor, since an electronic publication may well be printed to be read, and may be circulated post-publication in printed form.“

Welche Texte in elektronischer Form als Publikationen neben traditionellen Print-Publikationen (P-Publikationen) anerkannt werden, hängt von der Akzeptanz durch die Scientific Community ab, und lässt sich nicht durch eine Definition festsetzen. Diese Frage wird noch in Teil 2 der Arbeit gestellt werden. Die Voraussetzungen für E-Publishing sind in der Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT oder englisch ICT) zu suchen. Einerseits wird von den Wissenschaftlern bereits digital produziert, andererseits ist es durch die weltweite Vernetzung einfach, digitale Dokumente zu verbreiten. Den Wissenschaftlern stehen die „Produktionsmittel“ für die Publikation selbst zur

Verfügung. Die traditionell am Publikationsprozess beteiligten Institutionen wie Verlag und Bibliothek können scheinbar einfach übergangen werden. Die Entwicklung zu den Möglichkeiten der Selbstpublikation der Wissenschaftler mit Hilfe von PC und Internet soll kurz nachgezeichnet werden. Nentwich (2003, 260) schreibt über die Entwicklung bei der akademischen Textproduktion:

Computers with word processors entered the academic scene only in the 1980s. Still in the early 1990s, most publishers composed manuscripts anew and were not able to take over digital files from word processors for the typographic process. Today, except for the very first drafts and notes, even the very early versions of most academic publications see the light of day in digital form.

In dieser Beschreibung wird gut dargestellt, wie sich parallel die Arbeitsweise der Wissenschaftler und der Verlage durch technologische Erfindungen verändert hat. Das sogenannte Desktop Publishing (DTP) beziehungsweise die DTP-Software ermöglichen einem PC-Nutzer, vorausgesetzt er besitzt das Know-how, mit den gleichen Mitteln wie in einem Verlag zu produzieren.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts findet sich ein Publikationssystem, das gleichzeitig P-Publikationen und E-Publikationen hervorbringt. Die Anzahl der E-Publikationen wächst im Vergleich, gegenwärtig kann also ein Trend zur E-Publikation ausgemacht werden. (Vgl. Nentwich 2003)

E-Publikationen kann man, wie auch P-Publikationen, in verschiedene Kategorien einteilen. Ganz grob lassen sich Artikel in elektronischen Zeitschriften (E-Journals) von elektronischen Büchern (E-Books) unterscheiden. Die elektronische Zeitschrift und das elektronische Buch orientieren sich stark an ihren Vorbildern auf dem Printsektor. Zusätzlich gibt es allerdings elektronisch noch weitere, „formlosere“ Formen der Veröffentlichung, die im zweiten Kapitel dieser Arbeit diskutiert werden sollen.

Von vielen Verlagen wird mittlerweile neben der Printausgabe einer Zeitschrift auch eine elektronische produziert, oder die Zeitschrift wird zumindest im Web präsentiert, z. B. mit Inhaltsverzeichnis und beschränkten Voransichten. Es gibt aber auch sogenannte „E-only“ Publikationen, die ausschließlich elektronisch und in keiner Printversion existieren. Es ist zu beobachten, dass für wenige wissenschaftliche Zeitschriften das WWW nicht genutzt wird, auch wenn für manche nur als Werbe- und Kommunikationsplattform. Eine entscheidende Entwicklung im Bereich der elektronischen Zeitschriften sind Datenbanken, die die inhaltliche Suche in einer Vielzahl von elektronisch zur Verfügung

stehenden Artikeln ermöglichen. Findet sich ein Artikel, so hängt es von den Zugriffsbedingungen und den eigenen Zugriffsrechten ab, ob er sofort gelesen werden kann, oder nur eine beschränkte Ansicht zu Verfügung steht.

Was Veröffentlichungen in Buchform betrifft - für die Philosophie und andere Geisteswissenschaften besonders relevant - so sieht die Lage anders aus. Es gibt wenige wissenschaftliche Bücher, die ausschließlich als E-Book verfügbar sind. Viele Bücher werden digitalisiert und landen im WWW, dabei kommt es vor allem auf bestehende oder abgelaufene Urheberrechtsfristen an. Im WWW verfügbar sind etwa die gesammelten Werke Kants, die sogenannte „Bonner Ausgabe“. Mittlerweile bieten auch Verlage Teile ihres Programms als E-Books zum Download an.

Auf dem Sektor der E-Books muss eine Vorreiterrolle des englischsprachigen Raums anerkannt werden. Als Beispiel der Verlagsangebote bei philosophischen Büchern kann „Oxford Scholarship Online“⁶ genannt werden, eine bemerkenswerte Sammlung einiger hundert aktueller philosophischer Bücher der Oxford University Press, einem Verlag, der sich selbst auf seiner Internetseite als „world's leading philosophy publisher“ bezeichnet. Diese Bücher wurden in gedruckter Form veröffentlicht und werden jetzt zusätzlich als Pauschalangebot elektronisch vermarktet. Nehmen die Bibliotheken dieses Angebot an, so ist davon auszugehen, dass beim Erwerb von gedruckten Büchern Einsparungen vorgenommen werden und sich ein genereller Trend zum E-Book bestätigt. Deutlich wird, dass bei dieser Form des Vertriebs der Buchhandel seine Aufgabe verliert und die Bibliothek auch nur mehr als virtueller Vermittler auftritt.

Im deutschsprachigen Raum gibt es ebenfalls Angebote dieser Art, nur einige Verlage scheinen sich zu weigern, auf diesem Sektor aktiv zu werden, allen voran der Suhrkamp Verlag. Dieser, immerhin Verlag von deutschen Philosophen wie Adorno, Bloch, Benjamin, Habermas und Sloterdijk, bietet bis dato kein E-Book zum Verkauf an. In der Haltung des Suhrkamp Verlags lässt sich ein Konservatismus gegenüber dem neuen Medium Internet erkennen, der sich auch etwa bei der FAZ und anderen wichtigen deutschsprachigen Verlagen ausdrückt. Der Verlag bietet im philosophischen Bereich Bücher, die auch für eine breitere Leserschaft gedacht sind, man muss deshalb nicht allein die Erwartungen des Wissenschaftsbetriebs erfüllen. Die Angst vor Urheberrechtsverletzungen durch die Verbreitung von E-Books übersteigt die

6 Vgl. <http://www.oxfordscholarshiponline.com/> (abger. am 26.08.2009)

Hoffnung auf gesteigerte Verkaufszahlen durch den Vertrieb von elektronischen Büchern. Der C. H. Beck Verlag und auch der Felix Meiner Verlag haben ausgewählte Bücher des Programms als E-Books im Sortiment. De Gruyter betreibt ein eigenes Portal für E-Books und bietet auch E-Book Pakete für Bibliotheken an. Die drei zuletzt genannten Verlage sind auch auf dem Zeitschriftensektor aktiv, dadurch lässt sich eventuell auch die Entwicklung ihres elektronischen Angebots erklären.

1.3.2 Das Open-Access-Modell

Open Access (OA) als Idee ist entstanden als Reaktion auf massive Preissteigerungen bei Zeitschriften in bestimmten Wissenschaftsbereichen und stellt ein alternatives Modell der Publikation dar, das vor allem für wissenschaftliche Publikationen erdacht wurde. Die OA-Idee stützt sich auf Möglichkeiten, die durch Digitalisierung und Vernetzung geschaffen wurden. Erstens ist das die kostenlose Vervielfältigung der Urkopie (First Copy) eines Textes ohne Qualitätsverlust, die bei digitalen Dokumenten möglich ist, und zweitens die kostengünstige Verbreitung oder Lieferung der Publikationen über das Internet. Eine OA-Publikation zeichnet sich dadurch aus, dass der Urheber selbst und/oder der Inhaber der Verwertungsrechte einer Publikation freies weltweites Nutzungsrecht gewähren. Im Bereich der Open-Source-Software sind dafür verschiedene Lizenzen geschaffen worden, die auch im Bereich der Textveröffentlichungen brauchbar sind, mehr dazu aber im Kapitel über Urheberrecht.

Es gibt zwei wesentliche Formen der OA-Publikation:

„Self-Archiving“: Bei dieser Form findet die eigentliche Publikation auf traditionellem Weg statt, das heißt, ein Artikel wird in einer Zeitschrift veröffentlicht und ist gegen eine Subskriptionsgebühr zugänglich. Die Gebühr wird von den Bibliotheken bezahlt, in Einzelfällen auch von Privatpersonen. Daneben wird der Artikel entweder auf der Homepage des Autors oder auf sogenannten E-Print-Servern kostenlos zur Verfügung gestellt. Ein Autor hat abzuklären, wie der Verlag oder Herausgeber der Zeitschrift zu einem solchen Parallelangebot steht.

Die Vereinbarung könnte so aussehen, dass eine Frist eingehalten werden muss und der kostenlose Zugang erst einige Monate nach der Erstveröffentlichung vom Autor ermöglicht werden darf. Diese Frage ist eine rechtliche und hängt von den allgemeinen Urheberrechtsbestimmungen und

dem Vertrag zwischen Autor und Zeitschriftenverleger oder -herausgeber ab. Verlage bieten den Autoren teilweise auch an, sich das Recht auf OA für die eigenen Publikationen zu kaufen, wie Springer unter dem Namen „Springer Open Choice“.⁷

„OA-Journals“: Bei OA-Journals gehört die freie Zugänglichkeit zu den Inhalten zum Konzept. Da mit dem Vertrieb der Publikationen kein Geld verdient wird, müssen die Kosten auf anderem Weg gedeckt werden. Man spricht hier vom „Author Pays“-Modell. Die Publikation wird entweder vom Autor direkt oder von der Institution, für die er tätig ist, bezahlt. Auch verschiedene Institutionen der Forschungsförderung sind bereit, OA-Publikationen finanziell zu fördern. Ob nun schon für die Einreichung und das damit verbundenen Peer Review bezahlt werden muss, oder nur für die Publikation des Artikels, steht aktuell zur Debatte und wird verschieden gehandhabt.

In Wissenschaftskreisen sind mehrere Initiativen gegründet worden, um OA zu fördern. Die OA-Initiativen haben das Ziel, den freien Zugang der globalen Gesellschaft zu wissenschaftlichen Texten und Daten zu verwirklichen. Die Argumentationen der OA-Initiativen/Manifeste weichen von einander ab, es sind die Standpunkte der verschiedenen Interessenvertreter erkennbar. Neben den OA-Initiativen soll auch eine Gegeninitiative vorgestellt werden.

Budapest Open Access Initiative (2002)

Die Vertreter der Budapester Open Access Initiative sind der Meinung, das Internet und die Bereitschaft der Wissenschaftler, ihre Publikationen kostenlos zur Verfügung zu stellen, würden die Chance einer bisher noch nicht da gewesenen Verfügbarkeit von wissenschaftlicher Literatur bieten. Die Vision sieht folgendermaßen aus: „world-wide electronic distribution of the peer-reviewed journal literature and completely free and unrestricted access to it by all scientists, scholars, teachers, students, and other curious minds.“ (Budapest 2002)

Welche Literatur zugänglich gemacht werden soll, nämlich „peer-reviewed journal literature“, wird hier klar eingegrenzt. Diese Einschränkung wird in der allgemeinen OA-Debatte nicht immer gemacht, die Forderung der kostenlosen Verfügbarkeit erstreckt sich oft auf weitere Bereiche der Literatur.

⁷ <http://www.springer.com/open+access/open+choice?SGWID=0-40359-0-0-0> (abger. am 26.08.2009)

Der Effekt, den man sich von der erhöhten Verfügbarkeit durch OA erwartet, wird von der Budapester Initiative so beschrieben:

Removing access barriers to this literature will accelerate research, enrich education, share the learning of the rich with the poor and the poor with the rich, make this literature as useful as it can be, and lay the foundation for uniting humanity in a common intellectual conversation and quest for knowledge. (Budapest 2002)

Auf die angesprochene Beschleunigung der Wissenschaftskommunikation und damit der Forschung soll in der Arbeit noch eingegangen werden. Neben der Wissenschaft soll auch der Bildungsbereich von OA profitieren, mehr Bildungsgerechtigkeit wird angestrebt. Sieht man sich die Erwartungshaltung der Budapester OA-Initiative an, so lässt sich feststellen, dass es sich bei OA auch um ein gesellschaftspolitisches Thema handelt. Oftmals ist von der Umverteilung von wissenschaftlichen Ressourcen die Rede und von einer Miteinbeziehung breiterer Bevölkerungsschichten in das Projekt Wissenschaft. Der „Digital Divide“, die Spaltung der Bevölkerung in einen Teil, der von der Nutzung digitaler Technologien maßgeblich profitieren kann, und dem Rest, der keinen Zugang zur neuen Technologie und kein Know-how besitzt, in diesem Zusammenhang auch gerne diskutiert, wird an dieser Stelle nicht angesprochen. Die Initiative geht auch auf das ökonomische Funktionieren von OA ein und zuletzt auf die Vorteile für den einzelnen Wissenschaftler als Autor und Leser. Es wird ausgesagt, „that open access is economically feasible, that it gives readers extraordinary power to find and make use of relevant literature, and that it gives authors and their works vast and measurable new visibility, readership, and impact.“ (Budapest 2002) Wie es mit dem Impact bei OA-Publikationen tatsächlich aussieht, wurde und wird von Studien⁸ empirisch ermittelt. All die beschriebenen Vorteile durch OA dürften stark davon abhängig sein, wie die OA-Publikation organisiert ist.

Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities (2003)

Etwas zurückhaltender argumentiert die Berliner Erklärung, die vor allem die Meinung wichtiger *deutscher* Forschungsorganisationen repräsentiert. Es wird ebenfalls von einer entscheidenden Veränderung der praktischen und

⁸ Eine Übersicht über Studien, die den Impact von OA-Publikationen im Vergleich zu traditionellen Publikationen ermitteln, findet man unter:

<http://opcit.eprints.org/oacitation-biblio.html> (abger. am 26.08.2009)

wirtschaftlichen Bedingungen für die Verbreitung von wissenschaftlichem Wissen und kulturellem Erbe durch das Internet ausgegangen, die von den Autoren als Herausforderung gesehen wird. (Vgl. Berlin Declaration 2003)

Die Antwort auf diese Herausforderung stellt man sich so vor: „New possibilities of knowledge dissemination not only through the classical form but also and increasingly through the open access paradigm via the Internet have to be supported.“ (Berlin Declaration 2003) Die dahinter steckende Grundmotivation ist, bei der Publikation von wissenschaftlicher Literatur den größtmöglichen Nutzen für Wissenschaft und Gesellschaft zu erreichen.

Die Berliner Erklärung will die OA-Idee fördern und gibt konkrete Anleitung, wie das passieren soll. Eine sehr wichtige Empfehlung betrifft die Qualitätssicherung. Der Auftrag lautet: „developing means and ways to evaluate open access contributions and online journals in order to maintain the standards of quality assurance and good scientific practice.“ (Berlin Declaration 2003)

Entscheidend ist auch, dass OA-Publikationen bei Bewerbungen akzeptiert werden, also kein Nachteil entsteht für Wissenschaftler, die nicht den herkömmlichen Weg der Veröffentlichung wählen. (Vgl. Berlin Declaration 2003)

Bethesda Statement on Open Access Publishing (2003)

Dieses Dokument ist das Ergebnis eines Treffens, bei dem verschiedene Arbeitsgruppen (Institutions and Funding Agencies, Libraries and Publishers, Scientists and Scientific Societies) ihren Standpunkt zu OA ausformuliert haben. Viele Punkte des Statements gehen über eine deutliches „Ja“ zu OA nicht hinaus. Interessant ist jedoch das Statement der „Institutions and Funding Agencies“-Arbeitsgruppe: „We reaffirm the principle that only the intrinsic merit of the work, and not the title of the journal in which a candidate’s work is published, will be considered in appointments, promotions, merit awards or grants.“ (Bethesda Statement 2003) Problematisch an dieser Aussage ist der Hinweis auf den „intrinsic merit“. Die Bewertung von Publikationen und deren Leistungen wird in der jüngsten Vergangenheit zunehmend standardisiert, weil der Wert der einzelnen Publikation im Vergleich schwer zu bestimmen ist. Diese Prozesse der Bewertung sind aber nach wie vor an Zeitschriften- oder Verlagsnamen gebunden, weil diese darüber entscheiden, ob eine Publikation überhaupt „ausgewertet“ wird.

Die Open-Access-Debatte steht nicht mehr am Anfang, erregt aber nach wie vor die Gemüter, vor allem der Wissenschaftler und Verlagsvertreter. Wie sehr muss OA gefördert werden, um sich durchzusetzen? Ist die Idee an sich vielleicht doch nicht für alle Beteiligten so überzeugend? Eine „Gegeninitiative“ soll hier im Folgenden vorgestellt werden.

Heidelberger Appell „Für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte“ (2009)

Der sogenannte Heidelberger Appell hat zwei Stoßrichtungen. Die eine wendet sich gegen die „Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen“ und deren Förderung von OA, vor allem gegen den „Zwang zur Publikation in einer bestimmten Form“. (Heidelberger Appell 2009) Und die zweite wendet sich gegen die Missachtung des Urheberrechts im Zuge der Digitalisierung von Büchern und „die politische Toleranz gegenüber Raubkopien, wie sie Google derzeit massenhaft herstellt“. (Heidelberger Appell 2009)

Die Vermengung dieser beiden Themen ist problematisch, worauf auch schon in der auf den Appell folgenden Diskussion hingewiesen wurde, etwa in Matthias Spielkamps Essay *Open Excess: Der Heidelberger Appell* (2009). An dieser Stelle soll nur auf den Vorwurf der Beschränkung der Publikationsfreiheit eingegangen werden. Für die Verantwortlichen des Heidelberger Appells geht die Förderung von OA zu weit, wenn Wissenschaftler sich zur OA-Publikation verpflichten müssen, wie etwa im Fall der Weisung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), die besagt: „Beitragsempfängerinnen und Beitrags­empfänger sind grundsätzlich zur Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse in Form von digitalen, auf dem Internet entgeltfrei zugänglichen Publikationen (Open-Access-Publikation) verpflichtet.“ (Open Access Weisung 2007, 1)

Wie diese Verpflichtung – es werden auch mögliche Ausnahmen genannt – konkret umgesetzt werden muss, ist in vielen Punkten fraglich. (Vgl. Open Access Weisung 2007) Klar ist jedoch: Es ändert die Situation grundlegend, sobald eine Empfehlung zur OA-Publikation, wie sie auch beim österreichischen FWF besteht,⁹ in eine Verpflichtung geändert wird. Gegenwärtig gibt es aber wenige Institutionen, die zu OA verpflichten. Es soll auch erwähnt werden, dass solch eine Regelung nicht zwingend einen Nachteil für beteiligte Wissenschaftsverlage zur Folge haben muss. Unterzeichner des Heidelberger Appells sind vor allem Vertreter der deutschen Wissenschaftsverlage sowie

⁹ Vgl. http://www.fwf.ac.at/en/public_relations/oai/index.html (abger. am 26.08.2009)

Autoren aus dem geisteswissenschaftlichen Bereich, die sich gegen OA als Leitidee der (Forschungs-)Politik wehren wollen.

Von den verschiedenen OA-Initiativen ist es die Budapester Open Access Initiative, die am meisten auf gesamtgesellschaftliche Interessen abzielt, bei den übrigen steht das Interesse der Wissenschaft am Wandel des Publikationssystems im Vordergrund, wobei diese Interessen nicht zwingend widersprüchlich sein müssen. Im dritten Teil dieser Arbeit wird genauer auf das Verhältnis OA und Philosophie eingegangen.

1.3.3 Die Rolle der Verlage

„*Returning Science to the Scientists*“ heißt ein Buch von Meier (2002). Er greift mit diesem Titel eine Forderung auf, die seit geraumer Zeit in Teilen der Wissenschaft besteht. Hinter diesen Titel könnte man aber auch ein Fragezeichen stellen. Ist es wünschenswert, wenn Wissenschaftler zu Verlegern werden und was bedeutet dies für Publikationen? In der Literatur stellen diese Frage Grötschel/Lügger (1996, 5) und geben auch eine Teilantwort:

Ist diese Entwicklung sinnvoll? Sollen Wissenschaftler ihr fachliches Informationswesen in Eigenregie betreiben? Wir wissen es nicht! Mathematiker wollen Mathematik machen. Sie wollen dabei von fachlich kompetenten Dienstleistern (Verlegern, Bibliothekaren etc.), die auf dem neuesten Stand des technischen Fortschritts stehen, angemessen und zu fairen Preisen unterstützt werden. Nur dann, wenn hier keine Hilfe erfolgt, bleibt den Wissenschaftlern nichts anderes übrig, als das Heft selbst in die Hand zu nehmen.

Wissenschaftliche Verlage sind in der gegenwärtigen Situation dem Druck ausgesetzt, ihre Arbeit zu rechtfertigen. Ihre Leistung wird in Frage gestellt, weil sich der Prozess der Veröffentlichung von Texten durch Digitalisierung und Vernetzung entscheidend verändert hat und etablierte Verlage teilweise noch nicht bzw. sehr zögerlich die neuen Möglichkeiten nutzen. Noch entscheidender ist, dass Verlage auf diesem neuen Gebiet häufig nicht als kompetenteste Instanzen gesehen werden, ihr Know-how wird angezweifelt. Wenn davon gesprochen wird, dass mit den neueren Entwicklungen Verlage an Bedeutung verlieren, so muss gefragt werden, wer die Aufgaben der Verlage übernimmt. Auf die Entwicklungen, die in den Kapiteln über E-Publishing und Open Access beschrieben wurden, haben Verlage auch Antworten. An dieser Stelle sollen einige Argumente der Verlage des deutschsprachigen Raumes am Beispiel der Initiative „Was Verlage leisten“ des Börsenvereins des deutschen Buchhandels untersucht werden.

Eine Stimme ist Wulf D. v. Lucius, vom Verlag Lucius & Lucius, einem Fachverlag für Wirtschaftswissenschaften und Soziologie. Für ihn sind nicht die Autoren diejenigen, die mit den Verlagen unzufrieden sind. Er schreibt:

Dass sie [die wissenschaftlichen Verlage] da nicht ganz schlecht arbeiten, zeigt sich an dem permanenten Zustrom von Manuskripten, und das oft über viele Jahre, immer wieder. Die Autoren also sind zu sehr großen Teilen mit der Verlagsleistung (ob in Projektentwicklung, Herstellungsbetreuung, Marketing, Rechteverwaltung usw.) voll zufrieden. Nicht zufrieden mit den Verlagen sind klamme Finanzpolitiker und einige Funktionäre im Bibliotheks- und Wissenschaftsbereich, die die Kosten der Literaturversorgung gerne ersparen würden.¹⁰

Wulf D. v. Lucius hält den „permanenten Zustrom von Manuskripten“ für einen Beweis für die Qualität und Relevanz der Arbeit von wissenschaftlichen Verlagen. Unbeachtet bleibt dabei, dass sich die Menge der insgesamt produzierten wissenschaftlichen Texte exponentiell entwickelt. Selbst wenn ein Teil der Autoren also der Meinung ist, auf Verlage verzichten zu können, so verbleibt noch immer eine Menge an Manuskripten, die an Verlage gesendet werden. Man kann auch annehmen, der Wandel ist noch nicht so weit fortgeschritten, und Veröffentlichungen bei namhaften Verlagen sind für einen Großteil der Wissenschaftler unverzichtbar, egal wie zufrieden sie mit deren Arbeit sind oder wie die Konditionen für eine Veröffentlichung aussehen. Lucius ist weiter der Meinung, unzufrieden seien nur jene, die durch neue Technologien Kosten sparen wollen und bezeichnet dies als „naive Hoffnung“, die sich nicht erfüllen wird.¹¹ Von einem notwendigen Wandel der Kompetenzen oder eine Reaktion der Verlage auf die geänderte Situation, schreibt Lucius an dieser Stelle nichts. Die Frage der Kostenreduktion ist nicht so einfach zu beantworten, wird aber im Verlauf der Arbeit noch behandelt werden.

Mit beschwörender Rhetorik schreibt Carola Müller vom Verlag Vandenhoeck & Ruprecht: „Verlage sorgen für Qualität in der Literatur. Sie beherrschen das Handwerk, Bücher herzustellen und sie weltweit lieferbar zu machen. Das weiß grundsätzlich jeder. Zumindestens wer hinguckt und es wahrnehmen will.“¹² Verlage stehen für Qualität, das ist eine Aussage, die immer wieder in der Diskussion als unverrückbare Tatsache präsentiert wird. Man muss aber die Frage stellen, ob eine ähnliche Qualität bei Veröffentlichungen nicht auch auf anderem Weg erreichbar ist, ob Verlage ein Monopol auf Qualitätsveröffentlichungen haben. Weiter unten wird angedeutet, dass

10 <http://www.was-verlage-leisten.de/content/view/31/47/> (abger. am 26.08.2009)

11 <http://www.was-verlage-leisten.de/content/view/31/47/> (abger. am 26.08.2009)

12 <http://www.was-verlage-leisten.de/content/view/216/47/> (abger. am 26.08.2009)

Wissenschaftler die Möglichkeit haben, selbst professionelle Textarbeiter und Grafiker zu engagieren.

Als extrem idealistische, altruistische Arbeit, könnte man sagen, stellt Fritz Pfeil vom Pfeilverlag die Arbeit wissenschaftlicher (Klein-)Verlage dar:

Der Verlag opfert sich auf und schafft mit aller Hingabe eine Grundlage, damit ein spezielles (für größere Verlage längst als wirtschaftlich uninteressant abgelegtes) Fachgebiet ein modernes Grundlagenwerk bekommt. Und dann? Dann soll eine Bibliothek oder irgendein Institut hergehen können und einfach so das ganze Buch online verfügbar machen? Glaubt irgendjemand wirklich, dass ein Verlag wie wir noch jemals einen Finger für einen Autor krumm machen würde? [...] Natürlich, viel zu viele glauben tatsächlich, jeder Wissenschaftler könnte sein Buch selber machen, aber für die ist ja auch der Zusammenhang von Milch und Kuh ein Mysterium und das Bier ist ein gelber Saft aus einer Kupfertrommel. Dummheit und Ignoranz werden es wirklich schaffen, dass wir nicht mehr wissen, was wir wussten, weil für unsere Spatzenhirne das bisschen Internet ausreicht. Wem macht es eigentlich so sehr Spaß, das Engagement der letzten leidenschaftlichen Verleger kaputtzumachen? Wie kann man nur so dumm sein?¹³

Für Pfeil scheint klar zu sein, dass die meisten Wissenschaftler nicht in der Lage sind, selbst ein Buch zu veröffentlichen, beziehungsweise ein Manuskript so zu gestalten, dass es veröffentlicht werden kann. Er weist auch darauf hin, dass es unbedingt notwendig ist für einen Verlag, die Kontrolle über den Zugang zu den Veröffentlichungen zu haben und dadurch Geld zu verdienen, d. h. Pfeil kann sich keine Publikationen eines Verlages nach dem Open-Access-Prinzip vorstellen. Pfeil bringt auch den Vorwurf, die Verlagsarbeit wird zu wenig wahrgenommen und zu wenig geschätzt, man beschäftigt sich nicht mit dem Prozess bei einer Veröffentlichung. Außerdem polemisiert er gegen das Internet als Medium und betont die Überlegenheit der Buchkultur. An diesem Zitat lässt sich ablesen, wie emotional die Debatte rund um die Verlagsarbeit des Öfteren geführt wird.

Von mehreren Vertretern der Verlage kommt das Argument, Verlage sind maßgeblich für die Auswahl der Publikationen und sichern dadurch Qualität, was ebenfalls genauer betrachtet werden muss. Diese Aufgabe übernimmt bei Zeitschriften in der Regel ein Herausgeber bzw. ein Editorial Board, d. h. die Auswahl wird bestenfalls von den Verlagen organisiert, jedoch nicht selbst geleistet. Bei Monografien hängt die Auswahl oft ausschließlich mit dem Namen des Wissenschaftlers oder mit der Summe der aufgestellten Förderungen und Druckkostenzuschüsse zusammen.

13 <http://www.was-verlage-leisten.de/content/view/99/47/> (abger. am 26.08.2009)

In den kurzen Argumentationen der Verlage auf der Seite der Initiative werden auch einige Punkte verschwiegen, nämlich dass Verlage, vor allem ab einer bestimmten Größe, selbst viele Tätigkeiten auslagern und deshalb auch nicht allein das Recht haben, die Leistungen bei der Veröffentlichung für sich zu reklamieren. Lucius schreibt in seinem Text über den Strukturwandel im wissenschaftlichen Verlag:

Spezialisierte Leistungen, für die entsprechende Stellen im Verlag nicht existieren, werden an externe freie Mitarbeiter oder externe Dienstleistungsunternehmen vergeben. Diese Tendenz ist mittlerweile sehr stark zu beobachten, zumal gerade leistungsbereite und fähige jüngere Fachkräfte in den Bereichen Lektorat, IT, Grafikdesign, aber auch PR und Pressearbeit dazu neigen, sich selbstständig zu machen und für mehrere Auftraggeber tätig zu sein. (Lucius 2005, 46-47)

Es ist vorstellbar, dass Wissenschaftler auch direkt eine solche Serviceleistung für ihre Publikation in Anspruch nehmen.

Wissenschaftliche Verlage sind oft bei Veröffentlichungen wesentlich auf die kostengünstige Arbeit und Expertise von akademischem Personal angewiesen. Ausgesprochen wird dies etwa in einem Porträt des Felix Meiner Verlags auf der Seite des Goethe-Instituts, in dem darauf hingewiesen wird, dass „intensive Kooperationen mit Akademien, philosophischen Instituten“ und der „maßgebliche Einsatz akademischer Mitarbeiter“ garantieren, dass der Verlag seine Arbeit machen kann.¹⁴ Manfred Meiner meint dort:

Enthusiasmus, Hingabe, persönliches oder wissenschaftliches Interesse: es braucht von allem das jeweils richtige, notwendige Mass [sic]. Eines ist sicher: die Honorare des Verlages werden nie auch nur ansatzweise den Zeitaufwand, der mit der Herausgabe von Ausgaben in der Philosophischen Bibliothek verbunden ist, abgelten können.¹⁵

Es muss darauf hingewiesen werden, dass die Edition und Herausgabe von philosophischen Klassikern ungleich mehr Arbeitsaufwand und Kompetenzen erfordert als die Publikation eines neuen philosophischen Textes.

Nachdem bis hierher vor allem die Rolle der „kommerziellen“ Verlage untersucht wurde, sollen nun die Universitätsverlage an der Reihe sein.

„Returning Science to the Scientists“, dieser Forderung wird mit dem Aufbau von Universitätsverlagen in Deutschland gegenwärtig nachgekommen, in England und den USA haben diese bereits eine lange Tradition. Innerhalb

¹⁴ Vgl. <http://www.goethe.de//kue/lit/dos/uav/fem/de2352716.htm> (abger. am 26.08.2009)

¹⁵ <http://www.goethe.de//kue/lit/dos/uav/fem/de2352716.htm> (abger. am 26.08.2009)

weniger Jahren wurden Kassel University Press (1997), Hamburg University Press (2002), der Universitätsverlag Göttingen (2003) und der Universitätsverlag Karlsruhe (2004) gegründet.

Wo liegen die Stärken des Modells Universitätsverlag? Im Ithaka Report wird klar und deutlich über die Interessen der Hochschuladministration gesagt: „It may not be obvious to many administrators that they should be in this 'business' at all – why not stick to the core purposes of producing scholarship and providing education, and leave the details of getting their byproducts into print (or onto servers) to others?“ (Ithaka 2007, 6)

An erster Stelle steht das Interesse der Universitäten, ihren Namen als Marke zu definieren, die mit qualitativ hochwertiger wissenschaftlicher Arbeit in Verbindung gebracht wird. Die Universität kann außerdem bis zu einem gewissen Grad Einfluss darauf nehmen, welche Bücher in Ihrem Verlag veröffentlicht werden und ist bei Ihren Entscheidungen geneigt, im Interesse der Wissenschaft zu handeln: „As non-profit organizations, universities can make publishing decisions that balance the priorities of mission and profit. Because they are chartered to serve an academic mission, they aim to publish quality scholarship in markets where there may be little or no profit, but great research or educational impact.“ (Ithaka 2007, 28)

Was die übrigen Leistungen von Universitätsverlagen betrifft, so unterscheiden sie sich nicht von anderen Verlagen und haben auch mit denselben Problemen zu kämpfen. Ein maßgeblicher Teil der Verlagsarbeit sind oder waren Herstellung und Vertrieb. Ist bei der Herstellung einer elektronischen Publikation weniger Know-how notwendig? Reicht eine durchsuchbare Datenbank im Internet aus, um die Publikationen zu vertreiben, zur Verfügung zu stellen? Gut gestaltete und aufbereitete elektronische Dokumente bringen den Wert einer professionellen Herstellung ins Bewusstsein. Selbst wenn Wissenschaftler über dieselben Mittel zur Publikation verfügen, so entscheidet in letzter Instanz das Know-how. Durch die Fülle an wissenschaftlichem Material im Internet kann die Auswahl und Qualitätssicherung durch einen Verlag noch wichtiger werden. Außerdem sind Verlage darauf spezialisiert, mit ihren Vertriebsstrukturen Aufmerksamkeit für Publikationen zu generieren, während sich der einzelne Wissenschaftler darauf verlassen muss, dass seine selbst veröffentlichten Texte „gefunden werden“.

1.3.4 Die Rolle der Bibliotheken

Bibliotheken fungieren als Schnittstelle zwischen Informationsproduzenten auf der einen Seite und Informationsnutzern auf der anderen und Bibliothekare sehen sich selbst als Informationsvermittler. Ihre Aufgaben sind vielfältig: Sie sind verantwortlich für Auswahl und Ankauf der Literatur, sie sorgen für die langfristige Archivierung von Publikationen. Der Zugang zum Bibliotheksbestand muss organisiert werden und die Benutzer werden bei der Recherche unterstützt. Die entscheidende Frage ist: Wie verändern sich die Aufgaben der Bibliothekare wissenschaftlicher Bibliotheken und die Institution Bibliothek mit der zunehmenden Bedeutung von elektronischen Medien im wissenschaftlichen Publikationswesen?

Viele Indizien deuten auf eine grundlegende Veränderung der Institution Bibliothek hin. Das Datenmaterial der US-amerikanischen wissenschaftlichen Bibliotheken, die in der Association of Research Libraries (ARL) organisiert sind, gibt Aufschluss über die Nutzung der Bibliotheken. Seit elektronische Ressourcen zunehmende Bedeutung bekommen, ist ein Rückgang im „physical use“ der Bibliotheken festzustellen, wie Charles Martell (2008) beschreibt. Martell untersucht die Ausleihstatistiken in Relation zur Zahl der Nutzer beziehungsweise Zahl der Studenten der Universitäten. Er gibt auch an, welcher Anteil am Budget für die Anschaffung von elektronischen Ressourcen ausgegeben wird und wie der Trend diesbezüglich aussieht:

Among the ARL University Libraries electronic materials accounted for almost 11 percent of the total materials budget in 1999 but more than 37 percent in 2006. At this rate of growth it seems reasonable to project that electronic materials expenditures will account for 50 percent of ARL University Libraries materials expenditures within 5 years. (2008, 405)

Es wird analysiert, dass Monografien am meisten von diesem Wandel in der Anschaffungspolitik betroffen sind: „[S]ince 1986 the number of monographs purchased by ARL University Libraries has increased 1 percent while the number of serials purchased has increased 51 percent.“ (2008, 405) Martell sieht auch eine Wechselwirkung darin, dass weniger Monografien angeschafft werden und es uninteressanter wird, in die Bibliothek zu gehen um nicht-elektronische Medien auszuleihen. Für den bundesdeutschen Raum lässt sich eine ähnliche Entwicklung anhand der DBS (Deutsche Bibliotheksstatistik) feststellen.

Was bleibt übrig von den traditionellen Bibliotheken? Nentwich (2003, 241) schreibt: „Librarians’ main function is seen to move from being keepers of collections to becoming finders, organisers and suppliers of networked services for digital information resources.“

Gebraucht wird dafür einerseits Personal, das klassische Bibliotheksaufgaben erledigen kann, wie Auswahl und Ankauf von wissenschaftlicher Literatur. Bibliotheken werden weiterhin die vorhandenen Buchbestände verwalten, die allerdings nicht mehr im selben Umfang erweitert werden, wie bisher. Mit der kurzen Ablaufzeit von wissenschaftlicher Literatur ist auch zu erwarten, dass die „Altbestände“ immer weniger genutzt werden und es deshalb auch schwierig ist, das dafür notwendige Personal zu rechtfertigen. In zunehmendem Maße werden Computerfachleute benötigt, um den Betrieb einer modernen Bibliothek zu organisieren. Die Recherche, das Bestellsystem, die Kommunikation zwischen Bibliothek und Nutzern, all dies funktioniert bereits auf elektronischer Basis. Beim elektronischen Bibliotheksangebot findet die Entlehnung oder Nutzung der Literatur auch virtuell statt. Nentwichs Einschätzung ist durchaus in Frage zu stellen, ob die Bibliotheken für die von ihm angegebenen Tätigkeiten wirklich zuständig sein werden. Die Recherche der Wissenschaftler umgeht in vielen Fällen das elektronische Portal der Bibliothek, da über allgemeine Suchmaschinen oder Datenbanken, die von Verlagen angeboten werden, effektiver gesucht werden kann. In der Bibliothekswissenschaft spricht man vom „End-User-Searching“. Die Bibliothek kommt ganz am Rande ins Spiel, wenn es darum geht, ob sie eine Lizenz für die Nutzung von bestimmten elektronischen Ressourcen erworben hat. Der Wissenschaftler muss nicht über die Bibliothek auf elektronische Angebote zugreifen, da in der Regel nur die Identifikation über die IP-Adresse ausschlaggebend ist, wie weit der Zugriff auf Dokumente möglich ist. Ob elektronische Zeitschriften der Bibliothek dann nur in der Bibliothek genutzt werden dürfen, inwiefern elektronische Dokumente von den Lesern gespeichert und ausgedruckt und anderweitig verwendet werden dürfen, sind Fragen, die noch nicht restlos geklärt sind. Anzumerken ist allerdings, dass die technische Ausschlussmöglichkeit über IP-Adressen leicht umgangen werden kann und dass von Universitäten angebotene Dienste, wie VPN-Verbindungen (Virtual Private Network), die die Nutzung des Bibliotheksangebot außerhalb der Universität ermöglichen, in einen rechtlichen Graubereich führen.

Die Bibliotheken sind und bleiben die Entscheidungsträger, wenn es darum

geht, für welche Literatur Geld ausgegeben wird, nur ist damit ihre Funktion im Vergleich zu einer traditionellen Bibliothek sehr eingeschränkt. Die Vermittlerfunktion zwischen Literaturproduzenten und Lesern erscheint in vielen Fällen als überflüssig. Eine Frage ist, inwiefern die Anleitung zur Recherche nach Literatur und die Schulung diesbezüglich Aufgabe des Bibliothekspersonal ist. OA als Publikationsform verändert die Situation der Bibliotheken entscheidend. Mehr soll dazu im Kapitel 3.2 über die „Krise der wissenschaftlichen Informationsversorgung“ gesagt werden.

2 Wandel der Publikation und Wandel der Philosophie

Die Kommunikations- und Publikationsstrukturen in der Wissenschaft verändern sich durch den Einfluss der IKT grundlegend, wie dies bereits im ersten Teil dieser Arbeit beschrieben wurde. Das wissenschaftliche Arbeiten findet zunehmend in elektronischer Umgebung statt und die Publikationsmöglichkeiten sowie die Verfügbarkeit der Literatur verändern sich. In diesem Kapitel soll es vorwiegend um den Wandel der Publikation in der Philosophie gehen. Eine diese Spezialisierung begründende Aussage kommt von Kling/McKim (2000, 1306):

The shift towards the use of electronic media in scholarly communication appears to be an inescapable imperative. However, these shifts are uneven, both with respect to field and with respect to the form of communication. Different scientific fields have developed and use distinctly different communicative forums, both in the paper and electronic arenas, and these forums play different communicative roles within the field.

Der Ausgangspunkt der Überlegungen in diesem Teil der Arbeit ist, dass sich die veränderten Strukturen und Möglichkeiten auf die Wissensproduktion und damit auf die „Publikation an sich“ auswirken. Eine Vision der Wissenschaftskommunikation der Zukunft von Charles Oppenheim (2000, 365) sieht etwa so aus:

The boundaries between formal and informal literature might blur, resulting in a continuum of interactive, interdisciplinary and collaborative works. Information would flow without barriers from author to reader. Scholarly inquiry in this new medium would proceed much more quickly, interactively and globally; and might become a lot more participatory, with ideas propagating on the net in directions over which their originators would be unable (and indeed perhaps unwilling) to claim proprietorship.

Wie wahrscheinlich die Verwirklichung dieser Vorstellungen ist, sei dahingestellt. In der Philosophie spielt etwa kollaboratives wissenschaftliches Arbeiten eine marginale Rolle, dies wird sich wohl auch nicht durch neue Kommunikationsmöglichkeiten ändern. Interessant ist vor allem die Vermutung, dass die Grenze zwischen formellen und informellen Textveröffentlichungen an Bedeutung verliert. Das Spektrum wissenschaftlicher Textsorten erweitert sich in der elektronischen Umgebung. Damit stellt sich im Internet die Frage neu, welche Texte als wissenschaftliche Publikationen gelten. Zunächst soll genauer betrachtet werden, welche Art von Publikationen für

welche Art der Philosophie eine besondere Rolle spielen, in der Annahme, dass die etablierten Formen der Publikation auch im elektronischen Medium bis zu einem gewissen Grad erhalten bleiben.

2.1 Publikation in der Philosophie im Vergleich zu anderen Wissenschaften

Bei der Frage, wie sich die Publikation in der Philosophie verändert, spielt die Frage nach der allgemeinen Orientierung des Faches eine gewichtige Rolle. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts existieren beinahe so viele Auffassungen von Philosophie wie Philosophen. Diese „Identitätskrise“ erklärt Julian Nida-Rümelin mit den folgenden Worten:

In ihren Ursprüngen der Inbegriff von Wissenschaft generell oder jedenfalls ihres theoretischen Teils, verliert sie [die Philosophie] durch Segregation bis in die Gegenwart wesentliche Gegenstände und versucht, sich in Reaktion darauf in immer wieder neuen Anläufen als spezifische Einzelwissenschaft – nun sich selbst abgrenzend – zu definieren. (1998, 32)

Eine Tendenz von vielen, die Nida-Rümelin als problematisch erachtet, ist der „Rückzug der Philosophie auf das Wiederkäuen der großen Denker der Vergangenheit oder auf kleinteiliges Spezialistentum“. (1998, 35) Auch Böhme schreibt von einem negativ zu betrachtenden „Rückzug der Philosophie unter dem Druck der Verwissenschaftlichung und der Professionalisierung des Faches“, der sie „weitgehend auf Wissenschaftstheorie, Logik und Sprachphilosophie, Diskurstheorie und Ethik als Theorie moralischer Begründungen eingeschränkt (hatte)“. (Böhme 1998, 109)

Die Selbstdefinition des Faches ist in erster Linie wichtig, um die Daseinsberechtigung im Kreis der übrigen akademischen Disziplinen, als eine von der Gesellschaft geförderte Wissenschaft, zu sichern. Die gesellschaftliche Nachfrage nach Philosophie ist gegenwärtig in erster Linie eine Nachfrage nach Ethik, anders formuliert, eine Antwort auf Kants Frage „Was soll ich tun?“. Viele Philosophen machen diese Beschränkung der Philosophie nicht mit und wollen sich mit Fragen der Moral nicht wissenschaftlich beschäftigen. Sie stellen stattdessen etwa die Bedeutung der Philosophie als Grundlagenwissenschaft im Sinne von Wissenschaftstheorie heraus.

Philosophie wird in der Ordnung der Wissenschaften im englischen Sprachraum zu den „Humanities“ gezählt, eine Kategorie, die sich nicht direkt ins Deutsche übersetzen lässt, da eine vergleichbare Fakultät im deutschsprachigen Raum

nicht existiert. An der Universität Wien etwa war die Philosophie bis vor der kürzlich erfolgten Gründung der Fakultät „Philosophie und Bildungswissenschaft“ ein Teil der Human- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. In der Fachsystematik der DFG wird die Philosophie hingegen zu den Geisteswissenschaften gezählt. (Vgl. DFG 2005)

Grob zusammenfassend kann gesagt werden: Die Philosophie ist eine Geisteswissenschaft, falls die Hauptaufgabe in der Beschäftigung mit den Texten der alten Denker im Sinne der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie liegt. Sie ist eine Human- und Sozialwissenschaft, wenn die Antwort auf aktuelle gesellschaftliche Fragestellungen und Probleme an erster Stelle der Tagesordnung steht. Philosophie kann auch hauptsächlich als „Metawissenschaft“ – als Lieferant von Wissenschaftstheorie und Theorie der wissenschaftlichen Argumentation – betrieben werden. Für andere Vertreter des Faches ist sie eine Wissenschaft, die einen eigenen Weg beschreitet, indem sie sich auf eine einzigartige Art und Weise mit Themen und Gegenständen anderer Einzelwissenschaften befasst (Sprachphilosophie, Medienphilosophie, Philosophie des Geistes etc.).

Die Philosophie verhält sich in puncto Publikation gemäß ihrer nicht eindeutigen Zuordnung wie geisteswissenschaftliche Fächer, wie die Human- und Sozialwissenschaften oder geht ihre eigenen Wege. Je nach Ausrichtung des Faches gibt es verschiedene Bedürfnisse nach Kommunikations- und Publikationsformen, die den Umgang mit den neuen Möglichkeiten der Publikation bestimmen.

Die Umgebung des WWW und die Publikationsstrukturen, die sich bis jetzt im elektronischen Raum herausgebildet haben, scheinen eher die Bedürfnisse der zeitschriftenorientierten Wissenschaften zu befriedigen. Die Geschwindigkeit und die Überwindung von sprach- und länderspezifischen Grenzen bei der Distribution von wissenschaftlichem Material kommen von der Anlage auch primär den Naturwissenschaften entgegen. Wie aber entwickelt sich die philosophische Publikation unter diesen neuen Bedingungen?

In Hinblick auf die Fragestellung, wie sich die Publikation in der Philosophie verändert, sollen in dieser Reihenfolge nachstehende Punkte behandelt werden: Welche Formen der Publikation haben in der Philosophie besondere Bedeutung? Welche Art von *Buch* ist in der Philosophie besonders angesehen und wichtig für die wissenschaftliche Karriere? Welche Rolle spielt die Sprache

der Veröffentlichung? Wie aktuell ist die verwendete (zitierte) Literatur, wie schnell gilt etwas als veraltet? Die Einschätzung der Publikation in der Philosophie erfolgt einerseits durch die Wissenschaftler selbst und stützt sich andererseits auf vorhandene Zahlen der Zitationsanalyse.

Die Philosophie wird in der Literatur immer wieder als Buchwissenschaft oder „buch-orientiert“ bezeichnet. (Vgl. Nentwich 2003; Stekeler-Weithofer 2009). Monografien und Sammelbände (Festschriften, Jahrbücher, Konferenzberichte) spielen eine gewichtige Rolle, philosophische Zeitschriften kommen in der Bedeutung erst danach. In den Zeitschriften wird bloß eine „Sekundärdiskussion“ über Themen geführt, die in Monografien entwickelt wurden. (Vgl. Stekeler-Weithofer 2009) Buchrezensionen machen bei einigen philosophischen Zeitschriften die Hälfte der Beiträge aus. Philosophische Zeitschriften befinden sich in einem Frühstadium, wenn man die allgemeine Entwicklung der wissenschaftlichen Zeitschrift betrachtet. Wie bereits in Kapitel 1.2 dieser Arbeit erwähnt, bildeten sich wissenschaftliche Zeitschriften ursprünglich heraus, um die Flut an Buchveröffentlichungen zu bewältigen. Während sich Zeitschriften im naturwissenschaftlichen Bereich von dieser Funktion weitgehend entfernt haben und sich zum eigentlichen Ort der Veröffentlichung von wissenschaftlichen Ergebnissen entwickelt haben, scheinen philosophische Zeitschriften eine gemischte Funktion zu haben.

Neben den verschiedenen Textarten ist wohl die Länge der Texte der entscheidende Unterschied zwischen den verschiedenen Formen der Publikation. Zeitschriftenartikel sind durchschnittlich am kürzesten, gefolgt von unselbstständigen Veröffentlichungen in Büchern, die größte Textlänge weisen selbstständige Buchveröffentlichungen auf. Während etwa die Naturwissenschaften ihre Ergebnisse bevorzugt in Kurzform veröffentlichen (Zeitschriftenartikel), setzt die Philosophie auf längere Texte bei Veröffentlichungen. Zeitschriften spielen in der Philosophie auch im Vergleich mit anderen Sozial- und Geisteswissenschaften eine noch geringere Rolle. Die DFG Studie *Publikationsstrategien im Wandel?* (2005), die sich mit dem Publikationsverhalten der Vertreter der verschiedenen Disziplinen beschäftigt, kommt beispielsweise zu dem Ergebnis, dass Sozialwissenschaftler in den zurückliegenden fünf Jahren im Durchschnitt etwa 16 Aufsätze veröffentlicht haben, Geisteswissenschaftler zehn. Die geringsten Veröffentlichungsquoten haben Philosophen, mit sechs Artikeln in diesen fünf Jahren. (Vgl. DFG 2005,

24) Philosophische Zeitschriften werden offenbar nur von einem Teil der akademischen Philosophie intensiv genützt, die geringe Nachfrage nach Publikationsmöglichkeiten in Zeitschriften führt zu einer begrenzten Anzahl wichtiger philosophischer Zeitschriftentiteln.

Zurück zu den Buchveröffentlichungen: Stekeler-Weithofer unterscheidet bei philosophischen Büchern „eigenständige thematische Arbeiten“, die er als „echte Monographien“ bezeichnet, von „zusammenfassenden Darstellungen“ zu einem philosophischen Autor oder einer Epoche. (Vgl. Stekeler-Weithofer 2009) Der Wortlaut deutet darauf hin, dass lehrbuchähnliche Publikationen, die sich „bloß“ mit der Geschichte der Philosophie befassen, nicht als besondere Forschungsleistungen betrachtet werden, zumindest scheint dies im deutschsprachigen Raum so zu sein. Denn Stekeler-Weithofer (2009, 36) schreibt auch:

Demgegenüber sind besonders in den USA die bei besonders renommierten Verlagen veröffentlichten systematischen Monographien oder die Erschließungen eines historischen oder zeitgenössischen Forschungsbereichs, welche in der Regel nach mehrjähriger Ausarbeitung aus einer PhD- oder Doktor-Dissertation entstehen, als das zentrale Werk anzusehen.

Es muss angemerkt werden, dass es sich dabei um Stekeler-Weithofers persönliche Einschätzung handelt, die er nicht mit empirischen Daten belegt. Aufschlussreich für die Beurteilung der Publikation in der Philosophie im englischsprachigen Raum sind die Ergebnisse der Studie *Citation characteristics of English-language monographs in philosophy* von John Cullars (1998). Das Zitierverhalten der Philosophen spiegelt ebenfalls die Bedeutung des Buches für die Disziplin wider. Bei den untersuchten Monografien entfallen 84,6% der Zitate auf Bücher und nur 13,4% auf Zeitschriftenartikel, die restlichen 2% auf Graue Literatur und Hochschulschriften. (Vgl. Cullars 1998, 55)

Im Vergleich dazu geben in der DFG-Studie 98% der Vertreter der Lebenswissenschaften (Biologie, Medizin, etc.) an, dass sie Zeitschriften zur Beschaffung aktueller Information in ihrem Fachgebiet nutzen, und nur 20,5%, dass Monografien in dieser Hinsicht eine Rolle spielen. (Vgl. DFG 2005, 22)

Zitationsanalyse gibt Hinweise darüber, welche Rolle die Sprache bei philosophischen Veröffentlichungen spielt. Die von Cullars untersuchten englischen Monografien enthielten 84,6% englischsprachige Zitate, wobei

25,4% davon Übersetzungen aus anderen Sprachen waren. Deutsch ist mit 8,4% die am zweithäufigsten zitierte Sprache und macht auch den größten Teil (66,4%) der übersetzt zitierten Texte aus. (Vgl. Cullars 1998, 60)

Ist Englisch als Wissenschaftssprache ebenso dominant in der Philosophie, wie in anderen Disziplinen, oder ist es die Ignoranz und mangelnde Sprachbeherrschung der englischsprachigen Philosophen, die diese Zahlen hervorbringt?

Cullars vermutet, das Zitationsverhalten könnte auch mit der ideologischen Kluft zwischen amerikanischer/britischer Philosophie und der Kontinentalphilosophie zu tun haben. (Vgl. Cullars 1998, 61)

Da es nahezu keine Studien zum Zitationsverhalten in deutschsprachigen philosophischen Publikationen gibt, muss hier wieder auf die Einschätzung der Philosophen selbst zurückgegriffen werden. Englisch ist - aus deutscher Sicht - nicht *die* Wissenschaftssprache in der Philosophie, sondern die Nationalsprachen spielen eine wichtige Rolle. Dies ist vor allem durch das Fach selbst begründet, da es für das philosophische Denken notwendig ist, über eine „strenge sprachliche Differenzierungskompetenz“ zu verfügen und „alle Nuancen semantischer Inferenzen und pragmatischer Implikaturen“ einer Sprache zu beherrschen. (Stekeler-Weithofer 2009, 37) Innerhalb der Philosophie gibt es Themen und Autoren, für die die Sprache der Philosophie eine wichtige Rolle spielt, und deshalb Publikationen, die nur relativ schwer übersetzbar sind. Es gibt aber auch philosophische Erkenntnisse, die sich problemlos in unterschiedlichen Sprachen darstellen lassen. Dabei ist das Streben der frühen analytischen Philosophie nach Klarheit und Verständlichkeit der Sprache ein begünstigender Faktor.

Interessant ist auch das durchschnittliche Alter der zitierten Publikationen. In diesem Fall ist es nahezu unmöglich Aussagen zu treffen, die für alle Themenbereiche innerhalb der Philosophie gelten. Außerdem ist auch ein Vergleich mit anderen Wissenschaften, die sich nicht mit Texten - im Sinne von Primärtexten - beschäftigen, schwierig. Cullars bezieht sich auf die Verwendung von primären Quellen in der Philosophie, wenn er schreibt: „While Alfred North Whitehead's witticism that all philosophy consists of footnotes to Plato is widely known even among non-philosophers, contemporary American and British philosophy is not conspicuously concerned with pre-19th century philosophers. Marx (1818-1883) and Nietzsche (1844-1900) are the oldest figures widely cited by the authors in this study.“ (Cullars 1998, 43) Welche

(Primär)Literatur verwendet wird, betrifft in der Philosophie die Frage, welche Einstellung der jeweilige Wissenschaftler zur Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie hat. In der analytischen Tradition ist man bezüglich dem Nutzen dieser Beschäftigung sehr kritisch eingestellt, deshalb ist Cullars Aussage nicht verwunderlich. Generell kann festgehalten werden, dass das Ablaufdatum von wissenschaftlicher Literatur in anderen Disziplinen, vor allem in den Lebenswissenschaften, viel kürzer anzusetzen ist, da diese Wissenschaften schneller fortschreiten. Oder wie Stekeler-Weithofer schreibt, es „veralten' philosophische Einsichten nicht in dem Maße wie die Ergebnisse empirischer Forschung.“ (Stekeler-Weithofer 2009, 38) Er begründet dies mit der Dauer, die es braucht, um „grundsätzliche begriffliche Netze“ aufzubauen und sie einer strengen Prüfung zu unterziehen, wie es der Anspruch der Philosophen ist. Philosophen sind oft skeptisch eingestellt gegenüber aktuellen Publikationen und die Klassiker spielen eine viel größere Rolle als in anderen Wissenschaften. Das Verlegen von philosophischen Büchern ist ein Langzeitprojekt, da der Verkauf Jahrzehnte nach der Veröffentlichung konstant bleiben kann. Zeitschriftenartikel werden hingegen seltener zu Standardwerken. Die Beständigkeit und die Archivierungsfunktion von gedruckten Büchern kommt diesen speziellen Bedürfnissen der Philosophie wohl am besten entgegen.

Philosophische Publikationen haben in der Regel nur einen Autor, in anderen Disziplinen sind Publikationen mit mehreren Autoren üblich. Dies hängt mit der Strukturierung der Wissenschaften zusammen: Philosophen sind tendenziell „Einzelkämpfer“ und arbeiten weniger in Forschungsteams, wie es beispielsweise in den Lebenswissenschaften Standard ist. Ein Grund könnte auch darin liegen, dass der Sprachstil der philosophischen Veröffentlichung meist sehr individuell geprägt ist und es deshalb schwierig ist, als Autorenteam zu schreiben. Im Extremfall ist die sprachliche Darstellung der Erkenntnisse ebenso wichtig wie die philosophischen Erkenntnisse selbst.

Ein weiterer entscheidender Unterschied zwischen der Philosophie und anderen Fächern ist, dass die Geschwindigkeit bei der Veröffentlichung für viele Philosophen keine große Rolle spielt. Vorabveröffentlichungen existieren in der Philosophie, wie in anderen Human- und Geisteswissenschaften, nicht. (Vgl. Nentwich 2003, 113) Dass die Geschwindigkeit der Veröffentlichung für die Philosophie vernachlässigbar ist, wäre ein klares Argument für

Printpublikationen. Für eine Philosophie allerdings, die sich mit aktuellen gesellschaftlichen Problemen auseinandersetzt, ist die Geschwindigkeit der Veröffentlichung eine nicht vollständig zu vernachlässigende Größe. Auch bei enzyklopädischen Werken die einen Anspruch auf Aktualität erheben spielt die Geschwindigkeit sehr wohl eine Rolle, wie im Kapitel 2.6 erläutert wird. Für Teile der Philosophie oder der philosophischen Publikationsformen sind deshalb Online-Veröffentlichungen interessant.

Staatliche Zensur spielt in der Philosophie im englisch- und deutschsprachigen Raum gegenwärtig keine Rolle. Auch bewusste Nicht-Veröffentlichung, wie dies zum Beispiel in der Pharmazie vorkommt, wenn unerwünschte Forschungsergebnisse – die aus privatfinanzierter Forschung stammen – zurückgehalten werden, kommt in der Philosophie nicht vor.

2.2 Veränderungen bei etablierten Publikationen

In den nachstehenden vier Unterpunkten werden vier Thesen über die Veränderung der Publikationen in der Philosophie präsentiert und diese Prognosen durch verschiedene Argumente gestützt. Ein Kommentar erfolgt auch dazu, welche Strömungen der Philosophie die genannten Veränderungen eher befördern und welche nicht.

2.2.1 „E-only“-Publikationen

Aus verschiedenen Gründen werden in der derzeitigen Übergangsphase Publikationen von einigen Verlagen parallel in gedruckter und elektronischer Form hergestellt. Wie schon im Kapitel über die Rolle der Bibliotheken gezeigt: Die Nachfrage nach elektronischen Ressourcen steigt, während die nach gedrucktem Material im Sinken begriffen ist. Wissenschaftler wollen beim wissenschaftlichen Arbeiten einen Medienbruch vermeiden, das heißt, sie wollen ihre Literatur, zumindest Zeitschriftenartikel, wenn möglich in elektronischer Form bereitgestellt haben.

Wissenschaftliche Bibliotheken sind teilweise vertragsbedingt gezwungen, neben der elektronischen Ausgabe einer Zeitschrift auch die gedruckte zu abonnieren. Diese kombinierten Pakete entspringen in erster Linie dem Geschäftssinn der Verlage und sind bei Bibliotheken aufgrund des hohen Ressourcenverbrauchs nicht immer beliebt. Eine Frage, die die Geschichte zu beantworten hat, ist die, was aus der gedruckten wissenschaftlichen Monografie wird, wobei in dieser Arbeit die These vorgebracht wird, dass sie zugunsten anderer Formen auch in der Philosophie an Bedeutung verlieren wird. (siehe Kapitel 2.2.3)

Jüngere Bereiche der Philosophie, wie die verschiedenen angewandten Ethiken, werden schneller zur rein elektronischen Publikation finden als traditionellere Bereiche. In diesen Teilbereichen der Disziplin spielen aktuell Zeitschriftenartikel und andere elektronische Ressourcen bereits eine größere Rolle. Auch interdisziplinär orientierte Bereiche der Philosophie wie die Philosophie des Geistes passen sich an ihre Wissenschaftspartner an. Da die Philosophie des Geistes als Teil der „Cognitive Science“ vor allem mit Vertretern der Lebenswissenschaften und der Psychologie zu tun hat, gibt es in diesem Bereich jetzt schon rein elektronische Veröffentlichungen.

2.2.2 Wissenschaftssprache Englisch

Bei der Frage, ob sich durch die neue Publikationsumgebung der Anteil der philosophischen Publikationen in englischer Sprache erhöht, soll zuerst den allgemeinen Sprachverhältnissen im Internet kurz nachgegangen werden. Obwohl auch die deutschsprachigen Internetnutzer keine geringe Anzahl darstellen, muss, wer die potenzielle internationale Reichweite ausnützen will, auf Englisch publizieren. Im Jahr 2008 sind 29,1% aller Internetnutzer englischsprachig und der Anteil der deutschsprachigen Nutzer beträgt 4,1%.¹⁶ Bei philosophischen Zeitschriften, die als Printmedien konzipiert wurden und jetzt aber auch eine elektronische Ausgabe anbieten, ist es unwahrscheinlich, dass deswegen die Sprache der Beiträge geändert wird. Interessant ist die Entwicklung bei philosophischen OA-Zeitschriften, da die Gründung im elektronischen Umfeld stattfindet. 109 Journals werden im Directory of Open Access Journals (DOAJ) als philosophische Zeitschriften geführt, es finden sich 13 Zeitschriften, die deutschsprachige Texte veröffentlichen, davon keine einzige, die ausschließlich auf Deutsch erscheint. Dagegen gibt es 85 philosophische OA-Zeitschriften die englische Beiträge veröffentlichen, davon 48, die ausschließlich englischsprachige Beiträge veröffentlichen.¹⁷ Das lässt einerseits den Rückschluss zu, dass der englischsprachige Raum aktiver bei der Gründung von philosophischen OA-Zeitschriften ist, andererseits aber auch, dass die deutschsprachige Philosophie bei elektronischen Veröffentlichungen stärker auf englische Beiträge setzt.

Bei Buchveröffentlichungen ist die sprachliche Ausrichtung des Verlags und die der Herausgeber für die Publikationssprache ausschlaggebend. Wenn diese Tatsache keine Rolle spielt, weil kein Verlag im traditionellen Sinn die Publikationsarbeit erledigt, so wird der Autor freier in der Wahl der Sprache der Publikation.

Im vorhergehenden Kapitel wurde bereits erwähnt, dass die thematische Ausrichtung der Philosophie Einfluss auf die Publikationssprache hat. Das Internet bietet zum Beispiel eine ideale Kommunikationsplattform für die so genannte interkulturelle Philosophie, die stark auf den Austausch zwischen verschiedenen Denktraditionen der Kontinente und Länder setzt. Veröffentlichungen aus diesem Bereich der Philosophie verwenden oft die englische Sprache. Für andere jüngere Zweige der Philosophie wie die Philosophie des

¹⁶ Vgl. <http://www.internetworldstats.com/> (abger. am 26.08.2009)

¹⁷ Vgl. <http://www.doaj.org/> (abger. am 26.08.2009)

Geistes und verschiedene angewandte Ethiken, etwa die Wirtschaftsethik, trifft diese Einschätzung auch zu. Für Veröffentlichungen, die sich mit bestimmten Kapiteln der Geschichte der Philosophie, mit dem Deutschen Idealismus etwa, beschäftigen, gilt die beschriebene Evolution in bescheidenerem Maße.

2.2.3 Von „Buchveröffentlichungen“ zu kürzeren Textformen

Das Argument, das für Bücher und gegen Artikel oder allgemein kürzere Textbeiträge in der Wissenschaft spricht, wird oftmals so formuliert: „In contrast to its principal rival, the scholarly article, a scholarly book offers the space to provide context and to develop an argument. It promotes complexity. A well-written scholarly book is a work of depth and richness.“ (Dalton 2006, 23) Viele Philosophen würden zustimmen, dass diese Eigenschaften der wissenschaftlichen Monografie für die Philosophie essenziell sind. Die Darstellung komplexer Sachverhalte braucht eben viel Raum. Obwohl bei elektronischen Veröffentlichungen aufgrund des Speichermediums die Länge theoretisch keine Rolle spielt, wird diese Freiheit tendenziell nicht genützt, im Gegenteil, es dominieren kürzere Publikationsformen. Die Philosophie bildet dabei keine Ausnahme. Die bis dato geschaffenen Rahmen für die Veröffentlichung von elektronischen Texten sind eher an Zeitschriften und kürzeren Texten orientiert. Sobald der Anteil der rein elektronischen Veröffentlichungen steigt, wird sich deshalb der Anteil von Artikeln und anderen Kurzbeiträgen gegenüber dem der Bücher erhöhen. Durch den Einfluss der IKT wird somit eine Entwicklung ausgelöst, die von einigen Fachvertretern schon längere Zeit gefordert wird: dass die Fixierung auf Monografien in den Geisteswissenschaften ein Ende haben muss. Lindsay Waters, der „Executive Editor“ für „Humanities“ der *Harvard University Press*, hat mit seinem Aufsatz *A Modest Proposal for Preventing the Books of the Members of the MLA from Being a Burden to Their Authors, Publishers, or Audiences* (2000) für Diskussionsstoff gesorgt. Die Wurzel des Übels ist nach Waters, dass für eine Anstellung als Wissenschaftler in den Geisteswissenschaften mindestens zwei Buchpublikationen als Standardvoraussetzung für eine Bewerbung gelten. Durch diesen Zwang kommt es zu einer Flut von durchschnittlichen Buchpublikationen. Interessanterweise streicht er die Philosophie noch als positives Beispiel heraus, da sie – im angloamerikanischen Raum – mit ihrer Orientierung an den Naturwissenschaften der Artikelform mehr Wertschätzung entgegenbringt, als die übrigen „Humanities“. In einem anderen Artikel formuliert Waters die

Grundsatzfrage so: „The second step [...] is to consider what should – and should not – be a monograph. Write we must, but why must it be books and not essays?“ (2001) Der Vorwurf lautet, eine bestimmte Textform (hier die Monografie) wird oftmals nicht gewählt, weil sie dem Inhalt angemessen und notwendig ist, um bestimmte komplexe Argumentationen vorzutragen. Vielmehr sind Forschungsmonografien der Bestandteil, der in der Publikationsliste am schwersten wiegt und der nicht durch Zeitschriftenartikel ersetzt werden kann. Waters berücksichtigt bei seinen Überlegungen den Einfluss der Neuen Medien nicht, der hier erörtert werden soll, sondern beschäftigt sich vor allem mit institutionellen Faktoren. Beide Aspekte müssen, will man eine verkürzte Sicht der Dinge vermeiden, bei der Analyse der Veränderung der Publikationsaktivitäten eine Rolle spielen.

Im elektronischen Medium ist der Unterschied zwischen einem kürzeren Dokument, das sich an der Artikelform orientiert, und einem längeren, das sich an Büchern orientiert, nicht so gravierend. Der Unterschied manifestiert sich bis dato vor allem im Printprodukt. Bei Zeitschriften oder kürzeren Formen wird sich die elektronische Form durchsetzen, da schon aktuell von Bibliotheken wenn möglich nur noch elektronische Versionen gekauft werden. Wenn auch wissenschaftliche Bücher nicht mehr in gedruckter Form erscheinen, so heben sich die Unterschiede weitgehend wie beschrieben auf. Im anderen Fall könnten gedruckte Monografien nach wie vor an der Spitze der Bedeutung der Publikationen bestehen bleiben.

Ein wichtiger Faktor wird auch sein, wie die Bewertungssysteme der Publikationen sich in Zukunft entwickeln. Findet in der Philosophie diesbezüglich eine Anpassung beispielsweise an die Praxis der Naturwissenschaften statt, so werden aufgrund des Zitations-Auswertungsproblems bei Monografien, philosophische Zeitschriften und damit die Artikelform an Bedeutung gewinnen.

2.2.4 Beschleunigung der Publikation und der Wissenschaft

Wenn von Beschleunigung die Rede ist, muss unterschieden werden, zwischen erstens der Beschleunigung der Publikationsabläufe an sich und zweitens der Beschleunigung des wissenschaftlichen Arbeitens. Wissenschaftliche Ergebnisse können durch neue Technologien tendenziell schneller veröffentlicht und auch schneller gefunden und rezipiert werden. Diese Zusammenhänge sollen hier kurz dargestellt werden:

Der Publikationsprozess wird u. a. deshalb schneller, weil er flexibler wird. Einreichfristen und Erscheinungstermine spielen häufig bei elektronischen Veröffentlichungen gar keine Rolle. Zusätzlich verkürzt sich die Zeit von der Fertigstellung des Dokuments bis zur Veröffentlichung, da die Herstellung und der Vertrieb schneller abgewickelt werden können. Diese Veränderungen betreffen vor allem elektronische Publikationen, die nicht an ein Printprodukt gekoppelt sind.

Aktuell findet die wissenschaftliche Produktion in der Philosophie, wie in den übrigen Wissenschaften, großteils in der elektronischen Umgebung statt. Der Zugriff auf eine Vielzahl von elektronischen Texten ist ohne Ortswechsel und ohne großen Zeitaufwand möglich. Die Beschleunigung des Publikationsprozesses an sich spielt für Philosophen im Vergleich zu den anderen wissenschaftlichen Disziplinen keine bedeutende Rolle. In Bezug auf die Veränderung des wissenschaftlichen Arbeitens ist zu sagen: Was auf den ersten Blick als Vorteil erscheint und in den meisten Wissenschaftsdisziplinen positiv aufgenommen wird, erregt in der Philosophie einige Skepsis, wie etwa im Artikel *No time to think: Reflections on information technology and contemplative scholarship* von Levy (2007) ausgeführt wird. Er schreibt: „Certain activities associated with education and learning – searching for information, collecting and superficially reviewing it – can be speeded up, while others – sustained reflection and contemplation – simply cannot.“ (Levy 2007, 248) Unter den neuen Bedingungen verändern sich die Lesegewohnheiten der Wissenschaftler. Borgmann (2007, 156) schreibt beispielsweise: „Scholars are reading more articles now than they were a decade or two earlier, as evidenced by longitudinal study of reading behaviour. They are not spending more time reading; they appear to spend less time per article.“ Aufgrund der großen Auswahl ist das intensive Studium von Texten in Gefahr. Lesen und Denken sind in der philosophischen Arbeit eng miteinander verknüpft. Viele Philosophen gehen davon aus, dass die grundlegende Tätigkeit der Philosophie, das Denken, nicht beschleunigt werden kann oder soll. Insofern wäre ein solcher Einfluss auf die Philosophie als negativ einzustufen. Es ist schwierig, die Auswirkungen auf das Denken und den Inhalt der Publikationen zu messen, allerdings ist davon auszugehen, dass die veränderten Lesegewohnheiten zu einer anderen Art von Textproduktion führen. Philosophen die in der Lage sind eine die Seitenanzahl rechtfertigende Monografie zu schreiben, werden wohl seltener werden. Auch Studenten der

Philosophie sind „gefährdet“, das Studium von Monografien zu Gunsten von oberflächlicheren Online-Artikeln zu vernachlässigen.

2.3 Posting vs. Publishing: Neue Formen der Publikation und Wissensmitteilung

In diesem Abschnitt soll untersucht werden, welche neue Formen der Wissensmitteilung sich in der Umgebung des WWW herausbilden. Es soll auch besprochen werden, welche elektronisch verfügbaren Texte warum als wissenschaftliche Publikationen akzeptiert und zum Beispiel in Publikationslisten der Wissenschaftler angeführt werden. Diese Frage hat sich bereits bei gedruckten Veröffentlichungen gestellt und scheint auf den ersten Blick medienunabhängig zu sein, schließlich war die Grenze zwischen Publikationen und Grauer Literatur noch nie absolut feststellbar; und doch wirft der Status von Texten im WWW neue Fragen auf. An erster Stelle steht die nach der „Verlässlichkeit“ von elektronischen Ressourcen. Lassen sich elektronische Publikationen in die Welt der Print-Publikation integrieren (Zitation, etc.)? Wer ist für die Langzeitarchivierung zuständig? Wer bürgt für die Qualität der Texte?

Texte mit philosophisch-wissenschaftlichem Anspruch werden in Zeiten der Digitalisierung und Vernetzung u. a. „gebloggt“, auf persönlichen Webseiten zur Verfügung gestellt, oder finden Eingang in elektronische Enzyklopädien. Blogbeiträge haben meist einen konkreten Anlass und sind in der Regel Texte, die in journalistischem Stil verfasst sind und die nicht auf Mittel wie Zitat oder Fußnoten zurückgreifen. Bei Dokumenten, die auf persönlichen Webseiten zur Verfügung gestellt werden, kann es sich entweder um bereits publizierte Texte handeln, im Sinne von OA-Self-Archiving, oder um Texte, die der Autor nicht für eine Publikation in Buchform oder in einer Zeitschrift vorgesehen hat, die er aber trotzdem veröffentlichen will.

Als *die* entscheidende Eigenschaft bei der Frage, ob ein Text als Publikation betrachtet wird oder nicht, wird von vielen Stimmen der durchlaufene Begutachtungsprozess gesehen. Mayr betont, dass, wenn dieses Kriterium wegfallen würde, „[j]ede x-beliebige Webseite, jeder Blog-Eintrag und jedes verschickte Email-Dokument mit wissenschaftlichem Inhalt [...] automatisch eine elektronische Publikation (wäre)“. (2007, 109)

Aber wie ist ein elektronisches Dokument zu beurteilen, das nicht in einer elektronischen Zeitschrift oder einer anderen institutionalisierten Form mit

organisiertem Review-Prozess erscheint? Inwiefern erfüllen diese Texte dieselbe Funktion wie herkömmliche wissenschaftliche Publikationen, bei denen verschiedene Institutionen eine Rolle spielen?

Eine Teilfunktion, die der Wissensmitteilung, ist in jedem Fall erfüllt und damit die Voraussetzung einer gedanklichen Weiterverarbeitung der Erkenntnisse durch andere Menschen. Für eine wörtliche Bezugnahme – in Form des Zitats – sind Texte dieser Art aufgrund fehlender Standards nur bedingt geeignet. Der langfristige Zugriff ist ebenfalls in vielen Fällen nicht gesichert, es gibt allerdings Projekte, die an der Langzeitarchivierung des WWW arbeiten. So plant beispielsweise die Österreichische Nationalbibliothek ein solches für das „österreichische WWW“.¹⁸

Der zweite Punkt, der im Kapitel „Funktionen des Publizierens“ behandelt wurde, betrifft das Erwerben von Reputation und Anerkennung durch Publikationen. Ein im WWW veröffentlichter Text muss erst einmal als Beitrag zur Wissenschaft anerkannt werden. Steht der Erscheinungsort nicht für solide Information, so entscheidet die bereits vorhandene Reputation des Autors nach Kling/McKing:

The trustworthiness of a self-posted Web document depends almost entirely upon the author's reputation within a particular scholarly community. For example, a non-peer-reviewed posting on a Web site by a high-status and well-respected scholar may well be trusted more than a peer-reviewed journal article by someone not well-known in the community. (1999, 18)

Eine Rolle spielt bei dieser Beurteilung auch, auf welcher Webseite das Dokument steht. Texte, die auf der Seite einer Universität angeboten werden, sind auf den ersten Blick vertrauenswürdiger, als Texte auf privat betriebenen Seiten. Bei einer Seite der Universität besteht Anlass zum Glauben, dass sich für den Inhalt der Seite nicht nur der Verfasser selbst verantwortlich fühlt.

Es wird deutlich, wenn der institutionelle Rahmen der Veröffentlichung wegfällt (Name des Verlags, Name der Zeitschrift, Name der Universität), kann ein Text nur Anerkennung bringen, wenn er inhaltlich überzeugt. Bisher gilt bei vielen Wissenschaftlern das Vorurteil, dass inhaltlich wertvolle Texte nicht bloß im Internet „gepostet“ werden, sondern über traditionelle Wege der Veröffentlichung zu den Lesern gelangen. Insofern ist die Erwartung in Bezug auf die inhaltliche Qualität der im Internet zur Verfügung gestellten Texte niedrig. Der Leser ist in der neuen Umgebung stärker auf seine Urteilskraft angewiesen, wie Borgmann (2007, 85) schreibt: „With fewer external quality

18 Vgl. <http://futurezone.orf.at/stories/214689/> (abger. am 26.08.2009)

clues available, individuals must make more sophisticated judgements about whether to trust a document or a source.“

Aus Sicht der Wissenschaft stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, dass Texte ohne Qualitätskontrolle veröffentlicht werden und die Bewertung und Auswahl allen Lesern überantwortet wird. Als Leser ist man mit der Informationsfülle schnell überfordert. Hubertus Buchstein (1996, 596) schreibt über Vor- und Nachteile von „Informationsknoten“, die bei der Auswahl der Information wichtig sind: „Auch wenn solche Knoten die Bedingung der Möglichkeit sind, sich im Ozean der Information zurechtzufinden, ist ihre Existenz als solche normativ gesehen höchst ambivalent. Knoten deuten nicht nur auf wichtige Informationen hin, sie blenden zugleich andere Argumente und Informationen aus.“ Hinter Informationsknoten stecken entweder Menschen, die ihre Urteilskraft einsetzen, um die Qualität von Information zu beurteilen, wie der Lektor im Verlag und Bibliothekare, oder es kann auch die „Urteilskraft“ eines Computers hinter dem Informationsknoten stecken. Als Beispiel: Wenn man aktuell bei der wissenschaftlichen Recherche auf den OPAC und die Zeitschriftendatenbanken der Universitätsbibliothek vertraut, so erhält man zweifelsfrei eine gute Auswahl an Literatur, es ist aber sehr wahrscheinlich, dass brauchbare Texte nicht gefunden werden, da sie nicht Teil der Auswahl der Bibliothek sind. Verwendet man dagegen Google für die Recherche, so hat man unspezifischere Resultate, man kann sich gleichzeitig aber sicher sein, dass man die größtmögliche Anzahl von Resultaten bekommt, aus denen man dann noch selbst auswählen kann. In der Regel verwendet der Wissenschaftler auch komplexere Rechercheinstrumente als den OPAC (Spezialbibliografien, Forschungsberichte) mit denen wiederum die Google Suche in puncto spezifische Resultate nicht mithalten kann.

Der Fortschritt bei der computerbasierten Informationsfilterung wird längerfristig darüber entscheiden, ob hoch spezialisierte Rechercheinstrumente, wie von Menschen erstellte Fachbibliografien, noch für die Recherche von Bedeutung sind, oder ob Bibliografien von Datenbanken ersetzt werden, die anhand der jeweiligen Abfrage eine aktuelle Ausgabe zu einem bestimmten Fachgebiet machen.

Die Praxis des Peer Reviewing kann parallel dazu interpretiert werden. Es lässt sich argumentieren, dass diese Art der Qualitätskontrolle immer wichtiger wird, weil die Fülle an Texten, die im WWW zur Verfügung steht, es für den Leser

unmöglich macht, die wichtigsten und qualitativ hochwertigsten Texte ausfindig zu machen (vgl. British Academy Report 2007, 4-6). Gleichzeitig wird immer wieder vorgebracht, dass Peer Review oftmals wissenschaftliche Innovation verhindert oder zumindest verzögert. Im British Academy Report werden zwei wichtig erscheinende Gründe genannt: „[T]he tendency of editors to play safe and weigh negative judgements more heavily than positive ones.“ Und: „[T]he existence of informal communities of scholars working in specialist sub-fields and friendly towards work of their own kind and hostile to other sorts of work “. (British Academy Report 2007, 38)

Die Verhinderung von Innovation wäre das entscheidende Argument für eine niedrige Schwelle bei der Publikation beziehungsweise für eine Alternative zu herkömmlichen Peer-review Verfahren.

2.4 Wer kann/darf veröffentlichen und welche Texte werden im WWW wahrgenommen?

Im akademischen Betrieb spielt „soziales Kapital“ eine bedeutende Rolle, auch wenn es um die Möglichkeit der Publikation geht. Experten innerhalb der Wissenschaft haben gegenwärtig die Macht zu entscheiden, welche wissenschaftlichen Texte veröffentlicht werden. Wie bereits beschrieben, können diese Schranken durch das WWW gewissermaßen umgangen werden, jeder, der will, kann dort philosophische Texte veröffentlichen. Die Frage bleibt: Wie schafft es ein Text, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wenn er nicht im entsprechenden Rahmen veröffentlicht wird? Die Frage, wer veröffentlichen darf, transformiert sich im Internet zur Frage, welcher veröffentlichte Text wahrgenommen wird.

In der ökonomischen Theorie existiert für die Erklärung dieses Phänomens, das sich bei übergroßem Angebot einstellt, der Begriff „Ökonomie der Aufmerksamkeit“. Goldhaber schreibt in einem Essay dazu:

[E]s geht um etwas, das vorhanden sein muß, wenn Informationen überhaupt einen Wert haben sollen. Es ist etwas, das ebenso knapp wie begehrenswert ist, so daß es ein klares Motiv gibt, sich anzustrengen, um es zu erlangen. Und eben das ist Aufmerksamkeit.“ (1997)

Die Frage, welcher Text wahrgenommen wird, entscheiden zu einem hohen Grad *Google* und andere Suchmaschinen. *PageRank*, Googles Verfahren, das über die Reihung der Suchergebnisse nach Relevanz entscheidet, ist gut

vergleichbar mit den Methoden der Zitationsanalyse, auch wenn die Berechnung viel komplexer funktioniert als die Berechnung der Wichtigkeit wissenschaftlicher Publikationen. Wie bei der Zitationsanalyse wird die Relevanz bei *PageRank* über die Anzahl der Verweise auf die jeweilige Seite berechnet, zusätzlich wird noch miteinbezogen, welche Seiten den Verweis beinhalten. Philosophische Texte, die unter bestimmten Schlagworten im WWW gesucht werden, erhalten mehr oder weniger Aufmerksamkeit, abhängig von der Position, an der sie in der Ergebnisliste angezeigt werden. Durch gezielte Maßnahmen, man kann auch von Manipulation sprechen, kann der Betreiber einer Seite bewirken, dass seine Ergebnisse bei der Suche einen vorderen Platz einnehmen. Wichtig ist also: *PageRank* ist nicht unbedingt ein Beitrag zur *qualitativen* Messung von wissenschaftlichen Dokumenten im Web. Etwas anders verhält es sich bei dem Projekt *Google Scholar*,¹⁹ bei dem nicht nach Webseiten gesucht wird, sondern nach Textdokumenten. Bei der Bestimmung der Relevanz orientiert man sich an der Zitation des Textdokuments in den übrigen elektronisch verfügbaren Dokumenten und nicht an der Verlinkung auf Webseiten, die beschriebene Manipulation der Suchergebnisse wird deshalb eingeschränkt. Bei den einzelnen Büchern und Artikeln wird angezeigt, in welchen von *Google Scholar* gefundenen Dokumenten sie zitiert wurden, damit wird die Funktion eines Zitationsindex erfüllt.

Da sich das Projekt *Google Scholar* noch im sogenannten Beta-Stadium befindet, also noch nicht fertiggestellt ist, auch da die Qualität der Suchergebnisse noch nicht sehr zufriedenstellend ist, bleibt abzuwarten, wie sich dieses mit einigem Potenzial ausgestattete Instrument wissenschaftlicher Arbeit entwickelt.

2.5 Verlässlichkeit bei elektronischen Ressourcen

Es gibt bei rein elektronischen Veröffentlichungen Probleme, die bisweilen verhindern, dass sie auf dieselbe Stufe wie Print-Veröffentlichungen gestellt werden. Ein Hindernis für E-Publikationen, beziehungsweise eines, das durch dieselben bedingt ist, betrifft die Quellenangaben bei elektronischen Ressourcen. Verlässliche Daten wie Autor, Titel, Verlag, Ort, Jahr existieren für elektronische Texte oft nicht. Stattdessen wird angegeben, unter welcher Internetadresse die Texte zu finden sind. Dabei ist das Problem, dass sich die Adressstruktur von Webseiten schnell ändert und Texte dann nicht mehr am

¹⁹ Vgl. <http://scholar.google.com/> (abger. am 26.08.2009)

angegebenen Ort zu finden sind. Lösungen für diese Probleme des WWW, die nicht nur wissenschaftliche Dokumente betreffen, werden seit geraumer Zeit entwickelt. *Persistent Uniform Resource Locators (PURLs)*²⁰ und *Digital Object Identifiers (DOIs)*²¹ sind Konzepte, die beispielhafte Lösungen darstellen. Ein PURL verweist nicht direkt auf eine Ressource im Internet, sondern es ist noch ein Vermittler, ein sogenannter „Linkresolver“, zwischengeschaltet, der an den Ort weiterleitet, an dem sich das Dokument tatsächlich befindet. Mit einem DOI werden digitale Objekte eindeutig und dauerhaft identifiziert, wie dies im Printbereich durch ISBN und ISSN geschieht. Ein Webdienst ordnet den einzelnen identifizierten Objekten den aktuellen Speicherort zu, die Dokumente sind somit auffindbar.

Ein Phänomen, das ebenfalls durch elektronische Publikationen verstärkt auftritt, ist die Mehrfachveröffentlichung von Inhalten und Ideen in unterschiedlichen Publikationen. Findet sich in verschiedenen Publikationen derselbe Wortlaut und es wird nicht darauf hingewiesen, so handelt es sich streng genommen um Selbst-Plagiat. Diese Praxis entsteht aus der einfachen Tatsache heraus, dass eventuell kein Verlag beteiligt ist, der kontrolliert, ob der Inhalt oder ein Teil eines Textes bereits veröffentlicht wurde.

Das Gegenteil, die wiederholte Veröffentlichung unter gleichem Titel, stellt auch ein Problem dar: Webseiten oder dynamische Dokumente bewirken, dass ein Text vielfach umgeschrieben werden kann, ohne dass Änderungen offensichtlich werden oder nachvollzogen werden können. Die Praxis bei einer Zitation das Datum des Abrufs einer Seite anzugeben ist nur sinnvoll, wenn die Version der Seite zu diesem Zeitpunkt noch irgendwo existiert, da ansonsten das Zitat nicht nachgewiesen werden kann, und die Erkenntnis, dass eine Seite seit einem bestimmten Datum geändert wurde, ist wenig hilfreich.

Ein vor allem in der Frühphase der elektronischen Medien diskutiertes Problem sind die langfristige Archivierung von elektronischen Daten sowie die Standards der Datenspeicherung für eine nachhaltige Verfügbarkeit. Die unterschiedlichen Aspekte sind einerseits das Problem des Speichermediums an sich und andererseits die „Metadaten“ (Beschreibung der Daten), die es einem Ausgabegerät ermöglichen, die Daten richtig zu interpretieren.

Die zweifelhafte Haltbarkeit der digitalen Medien an sich wird zur Zeit kompensiert mit gut geplanten Sicherungskonzepten, die für Daten jeder Art funktionieren. Standards für Metadaten bei E-Publikationen kommen

20 Vgl. <http://purl.org/> (abger. am 26.08.2009)

21 Vgl. <http://www.doi.org/> (abger. am 26.08.2009)

beispielsweise von der *Text Encoding Initiative* (TEI)²² oder der *Open Archives Initiative* (OAI)²³. Die Standards bezüglich der Archivierung von elektronischen Texten sind eng geknüpft an die Standards für Webseiten. An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass in der Anfangsphase fast ausschließlich der englischsprachige Raum Lösungen für Probleme dieser Art erarbeitet hat und deshalb in der Position war, die Grundregeln diesbezüglich vorzugeben. Mittlerweile sind im TEI-Konsortium auch deutsche Institutionen vertreten: das Deutsche Literaturarchiv Marbach, eine Forschergruppe der Universität Bielefeld, die Universitäten Würzburg, Trier und Darmstadt.²⁴ Österreichische Institutionen und die Schweiz sind nicht vertreten, die genannten Standards werden aber auch in diesen Ländern von Bibliotheken und anderen Verwaltern von Textsammlungen verwendet.

2.6 Die *Stanford Encyclopedia of Philosophy* als etablierte neue Form

Einige Fragen bezüglich neuer Publikationsformen in der Philosophie wurden mustergültig von den Betreibern/Herausgebern der *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (SEP)²⁵ gelöst. Obwohl Lexikoneinträge nicht in jeder Hinsicht mit Beiträgen in Zeitschriften oder anderen wissenschaftlichen Textarten gleichzusetzen sind, gelten sie in der Regel als wissenschaftliche Publikation und werden auch in Publikationslisten angeführt. Die SEP soll hier kurz vorgestellt werden, um dann zu zeigen, warum das Konzept dieses Projekts in einigen Belangen der wissenschaftlichen Kommunikation und Publikation richtungsweisend ist.

Die SEP ist ein frei zugängliches elektronisches dynamisches Referenzwerk für alle Sparten und Themen der Philosophie und Philosophiegeschichte, das von der Stanford University entwickelt wurde und betrieben wird. Das Editorial Board bilden drei „Executive Editors“ und eine Reihe von „Subject Editors“. Artikel beziehungsweise Themen werden von diesen Herausgebern an verschiedene Spezialisten vergeben, die sich mehrheitlich aus amerikanischen Universitäten rekrutieren. Diese Autoren sind sowohl für die Erstfassung als auch für die Aktualisierung ihrer Beiträge verantwortlich. Jeder Beitrag der

22 Vgl. <http://www.tei-c.org/> (abger. am 26.08.2009)

23 Vgl. <http://www.openarchives.org/> (abger. am 26.08.2009)

24 Vgl. <http://www.tei-c.org/Membership/current.xml/> (abger. am 26.08.2009)

25 Vgl. <http://plato.stanford.edu/> (abger. am 26.08.2009)

(erst-)veröffentlicht wird und alle Aktualisierungen, die an den Artikeln vorgenommen werden, müssen von den Herausgebern begutachtet und akzeptiert werden. Die Kommunikation innerhalb des Projekts, wie Artikel- oder Themenvorschläge, oder die Information über den Status von verschiedenen Artikeln und die zuständigen Autoren werden in einer Datenbank verwaltet, die über das WWW zugänglich ist und von allen Beteiligten aktualisiert werden kann. Die Leiter des Projekts schreiben in einem Artikel: „The use of these web and computer technologies offers considerable savings over more traditional publishing methods, and has enabled us to develop the Encyclopedia with a small staff and budget.“ (Allen; Nodelmann; Zalta 2002, 204)

Die SEP entspricht in vielen Punkten den Entwicklungen, die im ersten Teil dieser Arbeit beschrieben wurden. Es handelt sich bei der Enzyklopädie um Texte, die ausschließlich in elektronischer Form existieren. Daneben entspricht man auch der Idee von OA. Es ist kein Verlag an der Publikation des Referenzwerks beteiligt, das Projekt wird von Wissenschaftlern selbst betrieben. Ein Kommentar der Herausgeber dazu: „We believe that the SEP is better off in an academic environment than in the hands of a commercial or even non-profit publisher/publishing house.“ (Allen; Nodelmann; Zalta 2002, 213) Es folgen einige Begründungen dieser Aussage. Bezüglich Fachkompetenz in der Herstellung von publikationsfähigem Material heißt es da: „We are not aware of any non-profit publishers which have the kind of expertise which already resides with the SEP project.“ (Allen; Nodelmann; Zalta 2002, 213) Die Betreiber sind sich darüber im Klaren, dass ein Verlag bezüglich Vertrieb und Marketing einen Mehrwert für das Projekt darstellen würde, so lange man allerdings auf freien Zugang setzt und die Finanzierung desselben gewährleistet ist, ist es nicht notwendig sich diesbezüglich Gedanken zu machen. (Vgl. Allen; Nodelmann; Zalta 2002, 214-215) Klar ist auch, dass für den Zugang zu den Materialien der SEP keine Bibliothek notwendig ist. Jeder kann ohne Umwege die Webseite aufrufen und die Texte nutzen.

Die SEP ist ein mit Steuer- und Spendengeldern finanziertes Projekt. Einkommen bringt das Angebot verschiedener Mitgliedschaften, die das Recht auf zusätzliche Leistungen mit sich bringen, wie etwa die Nutzung der PDF-Version eines Artikels. Bemerkenswert ist, dass die Verfasser der Beiträge der SEP kein Honorar bekommen, und auch nicht, wie bei manchen OA-Zeitschriften, für die freie Verfügbarkeit ihrer Texte zahlen müssen.

Als Gründe für diese freiwillige Arbeitsleistung vermuten die Verantwortlichen

der SEP, dass die Autoren (1) auf diesem Weg eine große Anzahl von Lesern erreichen. (2) Dem Gefühl der intellektuellen Verpflichtung gegenüber dem akademischen Fach und der Welt wird durch die Arbeit an einem aktuellen Referenzwerk der Philosophie Rechnung getragen. (3) Das Prestige eventuell als Experte auf einem gewissen Gebiet erkannt oder generell mit einem Projekt der Stanford University assoziiert zu werden. (4) Die Möglichkeit die Einträge in der SEP als „invited publications“ in den CVs aufzulisten. (Vgl. Allen; Nodelmann; Zalta 2002, 207-208)

Die SEP hat einen großen Vorteil: Die *Stanford University* gilt als eine der reichsten Universitäten der Welt, selbst wenn die Universität die Enzyklopädie nicht direkt finanziert, so haben die akademischen Mitarbeiter offenbar ausreichend freie Kapazitäten neben der Arbeit in Forschung und Lehre, um sich an diesem Projekt zu beteiligen. Neben der Tatsache, dass alle Artikel von Experten begutachtet werden, hilft in puncto Vertrauenswürdigkeit der Inhalte der institutionelle Rahmen der *Stanford University* enorm.

Im Kapitel 2.4 wurde auf den problematischen Charakter von dynamischen Dokumenten hingewiesen. Die Lösung der Betreiber der SEP sieht so aus: viermal im Jahr, immer zum gleichen Datum, wird der Stand der SEP archiviert. Der Zugriff auf sämtliche Versionen ist über das Archiv der Seite möglich. Bei der Zitation kann somit die jeweilige Version und das Jahr der Archivierung genannt werden. Eine besondere Vereinfachung der Zitation bietet der Link „Cite this entry“, der bei der Ansicht jedes Artikels aufscheint. Folgt man diesem, so wird automatisch die bibliografische Information für den gerade verwendeten Artikel generiert. Gleichzeitig wird der Benutzer auf die neueste Version des zitierten Artikels hingewiesen.

Die Betreiber der SEP legen besonderen Wert auf die langfristige Verfügbarkeit der Inhalte, ein Punkt, der bei elektronischen Publikationen besonders viel Aufmerksamkeit benötigt. Besonders die Abhängigkeit von kommerzieller Software wurde beim Aufbau des Referenzwerks vermieden, so soll verhindert werden, dass auf bestimmte Dateiformate oder allgemein Daten in Zukunft nicht mehr zugegriffen werden kann. (Vgl. Allen; Nodelmann; Zalta 2002, 215)

An dieser Stelle möchte ich noch einen Vergleich mit dem gedruckten deutschen *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (HWPh) wagen, bei dem 2007 der letzte Band, 36 Jahre nach Veröffentlichung des ersten, erschienen

ist. Dass dieses deutsche Referenzwerk einen explizit begriffsgeschichtlichen Ansatz verfolgt und deshalb inhaltlich nicht hundertprozentig mit einer philosophischen Enzyklopädie wie der SEP verglichen werden kann, soll an dieser Stelle keine Rolle spielen. In einem Interview stimmt einer der Herausgeber, Gottfried Gabriel, zu, dass es sich beim HWPh vermutlich um das „letzte Flaggschiff der alten Gutenberg-Galaxis“ handelt (vgl. Gabriel 2007). Dafür werden im besagten Interview einige Gründe genannt: Mit dem Abschluss des letzten Bandes des HWPh ist der erste Band bereits 36 Jahre alt und deshalb veraltet. Die Konzeption eines statischen Referenzwerks, bei dem von A-Z der Reihe nach Artikel geplant und veröffentlicht werden, birgt grundlegende Schwierigkeiten. (Vgl. Gabriel 2007) Der hohe Preis von EUR,- des HWPh führt dazu, dass wenige Privatpersonen die Bücher erwerben können und für die Mehrheit die Benutzung nur in Bibliotheken möglich ist. Abgesehen vom Medienwechsel und den damit verbundenen unterschiedlichen Möglichkeiten der Nutzung wird deutlich, dass das HWPh, im Gegensatz zur SEP, der traditionellen Form der Publikation entspricht: Ein Verlag ist bei der Publikation involviert und die Bibliothek als Institution zwischen Produzent und Leser aufgrund des Preises unverzichtbar. Es existiert auch eine CD-ROM, auf der das HWPh als Volltext gespeichert ist, die deshalb auch die Volltextsuche ermöglicht. Diese ist aber nur in Verbindung mit dem Printwerk erhältlich. Für die CD-ROM muss allerdings auch kein Aufpreis gezahlt werden.

Das HWPh gilt als Vorzeigeprojekt der deutschen Geisteswissenschaften beziehungsweise der Philosophie. Die thematischen Schwerpunkte sind aufgrund der unterschiedlichen Ausrichtung der deutschen Philosophie im Vergleich zur US-amerikanischen oder englischen anders gelagert als bei der SEP. Die inhaltliche Qualität der Beiträge der beiden Projekte sollte nicht grundverschieden sein, da in beiden Fällen die Beiträge von Fachvertretern stammen. Es ist vorstellbar, dass die SEP ebenfalls weitere Jahrzehnte brauchen wird, um einen ähnlichen Umfang wie das HWPh zu erreichen. Dafür muss ein ähnlich langer Atem wie bei monumentalen Publikationsprojekten des Gutenberg-Zeitalters bewiesen werden.

Die Vorstellung, dass auch philosophische Zeitschriften wie das beschriebene Projekt der Stanford University betrieben werden können, ist nicht abwegig. Ist die Finanzierung geklärt, so bleibt die Frage, ob das Universitätspersonal dazu bereit und in der Lage ist, diese Publikationsarbeit zu leisten.

3 Philosophie und Wissens-mit-teilung: der Wandel des Publikationssystems aus informationsethischer Perspektive

Im 21. Jahrhundert nun verlocken das weitgehend mit Werbeeinnahmen finanzierte Google-Projekt und die zum Teil staatlich finanzierte Open-Access-Bewegung zur Realisierung einer ungemein anziehenden und den Traditionen der Aufklärung verbundenen Vision: den gesamten Wissensbestand der Menschheit, soweit er bislang in gedruckter Form fixiert ist, allen sehr viel leichter als bisher zugänglich zu machen.²⁶

Der Wandel der Publikationsstrukturen in der Wissenschaft, im Speziellen der Philosophie, kann und soll hier auch nach ethischen Gesichtspunkten beurteilt werden. In diesem Teil der Arbeit werden demnach Fragen bezüglich Publikation verhandelt, denen eine moralisch-politische Dimension inhärent ist: Ist die Publikation von Fachinformation im Sinne aller Beteiligten des Wissenschaftsbetriebs und der Gesellschaft organisiert? Wie steht es allgemein um den Zugang zu wissenschaftlicher Information? Weiters wird gefragt: Welche Rolle spielt der Einfluss der IKT, beziehungsweise welche Möglichkeiten zu einer Umgestaltung des Publikations- und Literaturversorgungssystem ergeben sich durch die neuen Technologien? Zunächst allgemein zur Disziplin Informationsethik und ihren selbst gesteckten Aufgaben.

3.1 Information und Ethik

Neben der Wissenschaftsforschung und der Bibliotheks- und Informationswissenschaft hat sich in der Philosophie eine eigene Teildisziplin entwickelt, die sich mit dem Thema Information und Ethik beschäftigt: Im englischsprachigen Raum spricht man von „Computer and Information Ethics“, in der deutschen Philosophie finden sich die meisten Beiträge unter dem Namen „Informationsethik“. In der SEP findet sich folgende Definition:

Consequently, information and communication technology (ICT) has affected — in both good ways and bad ways — community life, family life, human relationships, education, careers, freedom, and democracy (to name just a few examples). 'Computer and information ethics', in the broadest

26 Thomas Anz in einem Gespräch mit Albrecht Götz von Olenhusen, das unter dem Motto „Publikationsfreiheit und ihre Grenzen“ geführt wurde. http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=12964 (abger. am 26.08.2009)

sense of this phrase, can be understood as that branch of applied ethics which studies and analyzes such social and ethical impacts of ICT. (Bynum 2009)

Aus dem Zitat geht hervor, dass das Themengebiet der Computer and Information Ethics sehr breit angelegt ist und ihr Ziel eine möglichst neutrale Beschreibung der Einflüsse der IKT auf die Gesellschaft, man könnte sagen, im Sinne einer Technikfolgenabschätzung ist. Eine ähnliche Definition gibt James Moor (1985) in *What is Computer Ethics?*:

On my view, computer ethics is the analysis of the nature and social impact of computer technology and the corresponding formulation and justification of policies for the ethical use of such technology. [...] A typical problem in computer ethics arises because there is a policy vacuum about how computer technology should be used. Computers provide us with new capabilities and these in turn give us new choices for action.

Diese Beschreibung legt den Schwerpunkt stärker auf die Aufgabe der Formulierung von Grundsätzen, wie mit der Technik ethisch korrekt umgegangen werden soll, in letzter Konsequenz können sich diese auch in neuem Recht niederschlagen.

Die Technik wird nicht an sich beurteilt, sondern ihre Anwendung, denn: „Insbesondere IUK-Technik [...] ist völlig neutral gegenüber den Zwecken, die damit verfolgt werden.“ (Weber 2001, 180) Die Anwendungen der IKT – hier IUK-Technik genannt – sind sehr vielfältig, deshalb ist es überaus schwierig, eine generelle Einschätzung zu liefern, ob nun die positiven oder negativen Folgen der Technik überwiegen, in diesem Sinne ist diese Aussage zu deuten. Eine solche Sicht der Technik wird innerhalb der Philosophie als „Technik-Instrumentalismus“ bezeichnet. Demgegenüber existiert aber auch die Denkrichtung des „Technik-Determinismus“ (vgl. Ess 2002, 222). In Bezug auf die IKT wäre das die Einschätzung, dass diese demokratiefördernd wirken. Ess schreibt über diese Position: „This [...] seems to presuppose a technological determinism: technology and whatever effects follow in its wake possess their own autonomous power, own that cannot be resisted or turned by individual or collective decisions.“ (2002, 222)

Diese Position ist ein wenig überzeichnet und in der Realität auch unter den „Internet-Optimisten“ nicht häufig anzutreffen. Viel öfter wird betont, dass es von der Nutzung der Möglichkeiten abhängig ist, ob das demokratische Potenzial der IKT zur Geltung kommt. Welche Eigenschaften des Internet führen aber zu diesem „Glauben“?

Das Internet ist grundlegend konzipiert als ein nicht hierarchisches Netzwerk,

das von keiner zentralen Stelle aus gesteuert wird. Die veröffentlichten Inhalte wurden im Anfangsstadium des Netzes nicht oder nur in sehr geringem Ausmaß kontrolliert, das heißt, jeder konnte alles mitteilen. Das entspricht ganz den Idealen der freien Meinungsäußerung und der Pressefreiheit, die zwei wichtige Stützen der Demokratie darstellen. Welche Kraft das Internet diesbezüglich entfaltet, lässt sich an den aufwendigen Zensurmaßnahmen der autoritär regierenden Staaten ablesen. „Die Gefährdung des Realen Sozialismus durch die Fotokopiertechnik war harmlos im Vergleich zu den Bedrohungen, die das Internet für die autoritären Regime in Asien bedeutet“, analysiert Buchstein (1996, 588). Der entscheidende Punkt dabei ist, dass Information mit geringem finanziellen Aufwand einer großen Anzahl von Nutzern unabhängig von Zeit und Ort zur Verfügung gestellt werden kann. Es ist zu beobachten, dass die Entwickler der IKT immer wieder Lösungen bereitstellen, wie die staatliche Zensur umgangen werden kann.²⁷ Das Thema Zensur bezieht sich in diesem Fall auf regierungs- und religionskritische Inhalte ebenso wie etwa auf pornografische oder rechtsradikale. Die Diskussion über mögliche Zensurmaßnahmen und die Verfolgung von rechtswidrigen Netzinhalten ist sowohl im deutsch- als auch im englischsprachigen Raum nicht entschieden. Berühmt ist die Aussage verschiedener deutscher Politiker, das Internet dürfe kein „rechtsfreier Raum“ sein. Auch diese Fragen fallen in das Gebiet der „Computer and Information Ethics“.

Die deutschsprachigen Vertreter der vergleichbaren Disziplin, wie Capurro und Kuhlen, die in diesem Abschnitt zu Wort kommen, setzen ihre thematischen Interessanten wären in diesem Zusammenhang ein paar Sätze darüber, wie die Philosophie diesem Problem gegenübersteht, eventuell im Kapitel über Urheberrecht.

Schwerpunkte unter dem Stichwort Informationsethik ein wenig anders als die englischsprachigen. Ihr Interesse ist nicht so sehr auf den Einfluss der IKT fokussiert, sondern gilt allgemeiner ethischen Fragen des Umgangs mit Wissen und Information. Im Zentrum der Überlegungen stehen die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Interessen der an Informationsprozessen Beteiligten und die Demokratisierung des Zugangs zu Information.

²⁷ Ein Beispiel dafür ist die Umgehung der Zensur während der Olympischen Spiele in Peking durch nicht-chinesische Medien: <http://futurezone.orf.at/stories/296986/> (abger. am 26.08.2009)

Rainer Kuhlen schreibt in seinem Standardwerk *Informationsethik*:

Informationsethik kann verstanden werden als praktizierte Aufklärung. Das Instrument für Aufklärung ist der informationsethische Diskurs. [...] Der Bedarf an informationsethischen Diskursen entsteht, wenn [...] bei wichtigen Fragen des Umgangs mit Wissen und Information divergierende Interessen aufeinander prallen. (2004, 67)

Die Informationsethik als angewandte Ethik hat streng genommen keine eigenen theoretischen Grundlagen. Aus diesem Zitat geht hervor, dass Kuhlen vorschlägt, Diskursethik „anzuwenden“.

Diskursethik ist eine Konsenstheorie. Richtig ist demnach, was bei einer moralischen Fragestellung die Zustimmung aller am Diskurs Beteiligten findet, wobei am Ende nicht eine unkritische Übereinkunft stehen soll, sondern eine auf Gründen beruhende. Diskursethik steht in der Tradition Kants und nimmt eine Begründbarkeit ethischen Handelns an. Die Begründung ist gleichzusetzen mit dem Potenzial zur Verallgemeinerung von individuellen ethischen Maximen (vgl. Gottschalk-Mazouz 2000, 16). Wie bei anderen Ethiken ist die (Letzt-)Begründung wohl die größte Herausforderung für diese Theorie.

Der Umgang mit wissenschaftlicher Fachinformation ist *ein* Gegenstand der Informationsethik. Der aktuelle Bedarf an Diskussion steht offensichtlich in Zusammenhang mit der Entwicklung der IKT. So kann man fragen: Wie wird mit den vielversprechenden Möglichkeiten der Neuen Medien in Bezug auf den Zugang zu wissenschaftlicher Information umgegangen? In der gegenwärtigen Phase der Nutzung der neuen Technologien ist die Antwort nicht eindeutig. Einerseits gibt es viele wertvolle Angebote im Internet, die für alle wissenschaftlichen Internetnutzer kostenlos zur Verfügung stehen, andererseits schreitet die Kommerzialisierung desselbigen immer weiter voran. Für Wissenschaftler in Entwicklungsländern hat sich der Zugang zu wissenschaftlicher Information grundsätzlich entscheidend verbessert, auch wenn oftmals ihre Institutionen kein Geld für die Nutzung der teuren elektronischen Zeitschriftenabos aufbringen können.

Zurück zu Kuhlens Zitat: Die erwähnte Aufklärung ist von Beginn an geknüpft an die Verbreitung von Wissen in schriftlicher Form. Die Erfindung des Buchdrucks ermöglichte, dass von Texten eine hohe Auflage hergestellt werden konnte, und die öffentlichen Bibliotheken stellten sicher, dass die Texte für eine Vielzahl von Menschen zugänglich waren. Der Buchdruck ist eine Technologie, die öffentlichen Bibliotheken hingegen sind gesellschaftliche Institutionen, die

einen politischen Auftrag verfolgen, nämlich die Versorgung aller Bürger mit Bildungs- und Informationsgütern.

Analog dazu könnte man die IKT als ermöglichende Technologien sehen, die eine noch einfachere Herstellung von Kopien und Verbreitung von Texten zulassen. Die einfache Kopierbarkeit und nicht-ortsgebundene Benutzbarkeit von elektronischen Texten bringt auch Probleme für einige am Publikationsprozess Beteiligte mit sich, die aber nicht ganz neu sind. Die Raubdruckbewegungen des 18. Jahrhunderts und der 1960er Jahre in Deutschland werden in der Arbeit noch Erwähnung finden.

Capurro (1988) sieht im bestehenden öffentlichen Bibliothekswesen einen bewährten gesellschaftlichen Konsens, der unter geänderten Bedingungen neu verhandelt werden muss:

Das (besonders seit der Aufklärung) staatlich geförderte und gepflegte System des öffentlichen Bibliothekswesens kann als paradigmatische „Lösung“ des Spannungsverhältnisses zwischen dem allgemeinen Interesse am gedruckten Wissen und seiner Vermarktung durch das privatisierte Verlagswesen dienen. Der Weg zu dieser „Lösung“ war nicht leicht. [...] Die Suche nach einer Fortsetzung dieses Weges dürfte aber, im Informationszeitalter, zunehmend zur Frage des „geistigen Überlebens“ werden.

Für die Findung eines neuen Konsens könnte man Kuhlens Vorstellung des ethischen Diskurses folgen. Erster Schritt wäre die „Identifikation der an der speziellen informationsethischen Fragestellung beteiligten Akteure und Gruppierungen“ (Kuhlen 2004, 68).

Die am Publikationsprozess beteiligten Institutionen und Gruppen wurden im Laufe der Arbeit bereits besprochen. Als weiteren Schritt gibt Kuhlen an: „Offenlegung der unterschiedlichen Interessen und Ziele; da diese Interessen und Ziele durchaus nicht immer eindeutig sind, auch nicht innerhalb einer ansonsten homogenen Gruppe, kann es sinnvoll sein, dabei Interessen- und Zielhierarchien oder -vernetzungen anzuzeigen“ (Kuhlen 2004, 68)

Dem Hinweis, dass die Interessen und Ziele einer homogen erscheinenden Gruppe möglicherweise divergieren, sollte große Aufmerksamkeit zukommen. Vor allem innerhalb der Gruppe der Wissenschaftler gibt es unterschiedliche Wünsche und Interessen. Wie die Interessen bei der Veröffentlichung eines philosophischen Texts liegen können, darauf wird speziell unter Punkt 3.5 eingegangen werden.

Am Ende des informationsethischen Diskurses sollte im Idealfall folgendes Ergebnis stehen: „Auflösung der verschiedenen Widersprüche durch Annäherung an einen Ausgleich, eine Balance zwischen den verschiedenen

eigenen Partikularinteressen und den Interessen der anderen bzw. an dem übergeordneten Interesse der Gesellschaft.“ (Kuhlen 2004, 68)

Zunächst soll die Literaturversorgung in der Philosophie genauer betrachtet und die folgende Frage gestellt werden: Besteht ein Bedarf für einen informationsethischen Diskurs? Damit einhergehend soll die OA-Entwicklung in der Philosophie beurteilt werden.

3.2 Krise der wissenschaftlichen Informationsversorgung in der Philosophie und die Notwendigkeit von Open Access?

Ausgehend von der Frage, ob es auch in der Philosophie eine Krise der wissenschaftlichen Informationsversorgung gibt oder zumindest die Aussicht, dass eine solche bevorsteht, soll in diesem Kapitel behandelt werden, wie notwendig es ist, die OA-Idee auf dem Gebiet der Philosophie im Sinne einer Neuordnung der Publikation und des erwähnten Interessenausgleichs voranzutreiben.

Die wissenschaftliche Informationsversorgung wird traditionellerweise von Universitäts- und anderen Fachbibliotheken gewährleistet. Wie gut die Bibliothek mit Literatur ausgestattet ist, hängt von der Größe der Bildungs- und Forschungseinrichtung und dem Bibliotheksetat ab. Von einer Krise ist die Rede, weil viele Bibliotheken seit Mitte der 1990er Jahre ihrem Auftrag der Informationsversorgung nicht nachkommen können. Die Krise wird auf Englisch auch als „Serials Crisis“ bezeichnet. Andermann/Degkwitz (2004, 38) erklären, was damit gemeint ist:

Für die Auswirkungen der Preissteigerungen wissenschaftlicher Zeitschriften auf die wissenschaftliche Informationsversorgung hat sich seit einigen Jahren der Begriff der „Krise der wissenschaftlichen Informationsversorgung“ durchgesetzt. Gemeint ist die wachsende Lücke zwischen den Preisen für die wissenschaftliche Information und deren Finanzierbarkeit durch die Bibliotheken, mit der Folge, dass Bibliotheken nicht nur Zeitschriften abbestellen, sondern auch die Mittel für den Monographienerwerb in nicht-naturwissenschaftlichen Disziplinen reduziert werden müssen.

In diesem Zitat steckt der Schlüssel zur Erklärung dafür, warum auch die Philosophie von der Krise der Bibliotheken betroffen ist. Die massiven Preissteigerungen waren vor allem bei Zeitschriften des Science-Technology-Medicine-Bereichs (STM) zu beobachten. Da die Bibliotheken für alle Wissenschaften dieselben sind, beziehungsweise ein gemeinsames Budget haben, so bewirkt die Krise, dass auch eine geringere Anzahl an *philosophischen* Zeitschriften erworben werden kann und vor allem sinkt der Anteil am Bibliotheksetat, der für den Kauf von Monografien bestimmt ist (vgl. Ludwig et al. 2001, 1575).

Dies wirkt sich gravierend auf die Verlage aus, die klagen, „dass die Deckungsauflagen für wissenschaftliche Monografien im Bereich der Sprach-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften, ebenso für Theologie und Philosophie

kaum noch erreicht werden können.“ (Füssel 2001, 22) Zurückgehende Bibliotheksbestellungen hatten eine Auflagensenkung zur Folge: „Es zeigt sich, dass die Durchschnittsauflage bei geisteswissenschaftlichen Monographien von 1200 Exemplaren (1990) gedruckter Auflage auf 480 im Jahr 2000 gesunken ist. Diesem dramatischen Rückgang von 60% korrespondiert eine Verteuerung um 90%.“ (Füssel 2001, 22)

Um die Kosten mit den wenigen verkauften Exemplaren zu decken, wurden wissenschaftliche Monografien massiv verteuert. Dass es sinkende Auflagen bei geisteswissenschaftlichen Monografien gibt, hängt auch damit zusammen, dass das Angebot an Publikationen schneller wächst als die Nachfrage. Mit dieser Entwicklung muss die Frage gestellt werden, inwiefern geisteswissenschaftliche Publikationen noch marktfähig sind und wie lange es noch Verlage geben wird, die in diesem Bereich tätig sind.

Das Auflagenproblem wird durch Ansätze wie „Print On Demand“, das kostengünstiges Drucken von sehr kleinen Auflagen ermöglicht, zumindest gemindert. Es ist auch einfacher für Verlage, ihr gesamtes Programm lieferbar zu halten, ohne sehr viel für Lagerkosten ausgeben zu müssen, ein wichtiger Faktor, da wissenschaftliche Bücher (noch) nicht so eine kurze Ablaufzeit wie literarische haben.

Eine Verbesserung der Situation würde eventuell die im zweiten Teil bereits beschriebene teilweise Verlagerung der Publikation von Monografien auf Zeitschriften bringen. Mit einem Rückgang der Überproduktion von Büchern würde die Konzentration auf wenige Titel ein gangbarer Weg für einige Verlage sein. Dieser Vorschlag stellt allerdings kein Modell des Wachstums dar, sondern gleicht einem organisierten Rückzug.

Nach der Argumentation, dass die Krise der Literaturversorgung auch die Philosophie betrifft, soll nun die Frage gestellt werden, was für Auswirkungen OA auf die Versorgungslage in der Philosophie haben könnte. Dabei sollen die Perspektiven der Bibliotheken, der Wissenschaftler und der Verlage eingenommen werden.

Wie schon in Kapitel 1.3.2 dargestellt, gibt es im Wesentlichen zwei Arten der OA-Publikation, die hier getrennt voneinander beurteilt werden sollen. Die OA-Publikationen müssen einen gewissen Teil der gesamten Publikationen ausmachen, um Einfluss auf das Publikationssystem und das System der Literaturversorgung zu haben, wovon in den folgenden Überlegungen

ausgegangen wird.

Zuerst zu den Folgen, die das „Self-Archiving“, man spricht auch von der „Green Road to OA“, haben könnte: Wie sich die Situation der Bibliotheken verändert, hängt davon ab, welche Anschaffungspolitik sie im Falle der Verbreitung des Self-Archiving betreiben würden. Entweder sie erwerben wie bisher Zeitschriften und Monografien von den Verlagen und kümmern sich nicht um die im WWW verfügbaren Publikationen. So würde sich keine finanzielle Erleichterung ergeben. Oder sie erwerben nur wissenschaftliche Literatur, die nicht als OA-Publikation verfügbar ist. Diese Trennung ist jedoch in der Praxis schwer durchführbar, weil vor allem bei Zeitschriften nicht absehbar ist, welche Beiträge von den Autoren selbst archiviert und zur Verfügung gestellt werden, und welche nicht. Es muss auch berücksichtigt werden, dass elektronisch frei verfügbare *Bücher* eventuell in gedruckter Form von den Bibliotheken erworben werden. Dies passiert unter der Annahme der unzulänglichen Lesbarkeit eines längeren elektronischen Dokuments. Da in der Philosophie Monografien einen hohen Stellenwert haben, ist dieser Punkt besonders relevant. Wissenschaftliche Bibliotheken würden durch diese Variante von OA finanziell entlastet werden, allerdings nicht in nennenswertem Ausmaß.

Aus der Sicht der Wissenschaftler sind Self-Archiving und die Folgen für die Literaturversorgung wünschenswert, solange gewisse Standards eingehalten werden. Vollständige bibliografische Angaben sind ebenso wichtig, wie das Verwenden gewisser Dokumentenstandards. Der Wissenschaftler ist bei der Literaturbeschaffung nicht mehr ausschließlich von der Bibliothek abhängig. Besitzt die Bibliothek keinen Zugang zu einer bestimmten Zeitschrift, so kann versucht werden, den gewünschten Text über das WWW zu finden. Weiß man zumindest den Titel der Publikation, so ist es in der Regel nicht schwierig ein Dokument aufzufinden, falls es irgendwo im Netz archiviert wurde. Aus Sicht einer Philosophie, die sich stark interdisziplinär orientiert, ist Self-Archiving in den übrigen Disziplinen absolut wünschenswert.

Verlage werden die Erlaubnis für Self-Archiving nur unter bestimmten Bedingungen, wie einer Sperrfrist oder einer Gebühr, geben. Sobald ein Text in voller Version online und frei verfügbar ist, wird das Geschäft des Verlags „untergraben“. Dies gilt vor allem für Zeitschriften, denn bei Büchern kann auch der gegenteilige Effekt eintreten, nämlich dass durch die frei verfügbare elektronische Version Käufer für das gedruckte Buch geworben werden.

Nun zu den möglichen Auswirkungen von „OA-Journals“, der „Golden Road to OA“ in der Philosophie. OA-Journals sind von der Idee her für alle frei über das WWW zugänglich und werden sowohl von nicht-kommerziellen als auch von kommerziellen Anbietern betrieben.

Bei philosophischen Zeitschriften gibt es keine horrenden Preissteigerungen in den letzten Jahren. Die Gebühren für die Benutzung decken oft gerade die Kosten. Verlage haben keinen großen Spielraum, d. h. die Preise könnten auch wenn ein Preisdruck durch nicht-kommerziell betriebene OA-Zeitschriften entstehen würde, nicht maßgeblich gesenkt werden. Für Verleger von philosophischen Zeitschriften ist die Möglichkeit, selbst Publikationen nach dem OA-Model anzubieten und damit eventuell Geld zu verdienen, positiv zu bewerten. Die Philosophie würde wenn, dann über Umwege von einer Entlastung der Bibliotheken profitieren. Ob sich die Situation bei der Beschaffung von Monografien verbessern würde, ist zu bezweifeln.

Aus Sicht des Philosophen als Rezipient sind OA-Journals positiv zu bewerten, solange sie qualitativ konventionellen Zeitschriften gleichgestellt sind. Der Erfolg von OA hängt maßgeblich von der Förderung und Akzeptanz durch publizierende und rezipierende Wissenschaftler ab.

Wie verbreitet ist OA in der Philosophie aktuell? Welche Faktoren wirken hemmend auf die Entwicklung von OA? Diese Fragen sollen im nächsten Abschnitt behandelt werden.

Die Informationsplattform *open-access.net* gibt eine Zusammenfassung der OA-Aktivitäten in den verschiedenen Wissenschaften. Die Bedeutung von OA in der Philosophie wird so eingeschätzt: „Trotz einzelner Ansätze spielt Open Access in weiten Teilen der akademischen Philosophie bislang keine bedeutende Rolle.“²⁸ Diese Aussage wird von derselben Seite relativiert, indem verschiedenste OA Projekte auf dem Gebiet der Philosophie genannt werden, und soll deshalb nicht unkommentiert bleiben. Es existieren sowohl Plattformen für die Selbst-Archivierung von Texten, als auch philosophische Zeitschriften, die nach OA-Modell geführt werden. Genannt werden für die Philosophie die Archive „Sammelpunkt“ betreut von Herbert Hrachovec (Institut für Philosophie der Universität Wien), „PhilSci“ von der University of

²⁸http://open-access.net/de/oa_in_verschiedenen_faechern/philosophie/ (abger. am 26.08.2009)

Pittsburgh und „CogPrints“ betrieben von der University of Southampton.²⁹ Im Directory of Open Access Journals (DOAJ) werden gegenwärtig in der Rubrik Philosophie 106 Zeitschriftentitel geführt.³⁰ Als Vergleichswert: Im DOAJ finden sich 157 Titel in der Kategorie „Languages and Literature“.³¹ Was die Herkunft der philosophischen Zeitschriften betrifft, ist der deutschsprachige Raum im Vergleich zum englischsprachigen stark unterrepräsentiert. Österreich ist bloß mit einer Zeitschrift, dem „e-Journal Philosophie der Psychologie“³² vertreten. Es existieren OA-Zeitschriften, deren Problem scheint allerdings mangelnde Aufmerksamkeit oder Akzeptanz von Seiten der Wissenschaft zu sein. Interessant ist folgende Feststellung der Verantwortlichen der OA-Plattform:

[I]m Zeitschriftenbereich zeigt sich, dass Open Access am ehesten in solchen philosophischen Arbeitsgebieten Fuß fasst, die auf Anwendungskontexte und andere Wissenschaften bezogen sind. Bei BioMed Central erscheint die Zeitschrift *Medical Ethics* als eine der wenigen kommerziell betriebenen Open-Access-Zeitschriften in der Philosophie.³³

Daraus kann man schließen, dass gegenwärtig am meisten Interesse an der Philosophie besteht, wo sie direkte Anwendung findet (Medizinethik) oder ein Teil von neuen Wissenschaftsfeldern ist, den Kognitionswissenschaften etwa. Philosophen, die sich auf diese Gebiete spezialisieren, scheinen auch offener für neue Publikationsformen zu sein.

Eine Rolle bei der langsamen Entwicklung von OA in der Philosophie spielt auch, dass die größten deutschen philosophischen Fachgesellschaften, die Deutsche Gesellschaft für Philosophie (DGPhil) und die Gesellschaft für Analytische Philosophie (GAP) – im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Fachgesellschaften – offenbar keine Notwendigkeit sehen, sich mit OA zu beschäftigen und ihren Standpunkt öffentlich zu machen.³⁴

Peter Suber beschäftigt sich in seinem Text *Promoting Open Access in the Humanities* (2005) mit den Gründen für die im Wissenschaftsvergleich zögerliche OA-Nutzung in den Geisteswissenschaften und bezieht sich mit seinen Aussagen vor allem auf die Situation in den USA. Für den deutsch-

29 Vgl. http://open-access.net/de/oa_in_verschiedenen_faechern/philosophie/ (abger. am 26.08.2009)

30 Vgl. <http://www.doaj.org/doaj?func=subject&cpid=14> (abger. am 26.08.2009)

31 Vgl. <http://www.doaj.org/doaj?func=subject&cpid=8> (abger. am 26.08.2009)

32 <http://www.jp.philo.at/> (abger. am 26.08.2009)

33 http://open-access.net/de/oa_in_verschiedenen_faechern/philosophie/ (abger. am 26.08.2009)

34 Vgl. http://open-access.net/de/oa_in_verschiedenen_faechern/philosophie/ (abger. am 26.08.2009)

sprachigen Raum repräsentativ ist die Studie der DFG *Publikationsstrategien im Wandel?* (2005), die an dieser Stelle auch besprochen werden soll. Suber konstatiert eingangs:

Open-access archiving took off fastest in physics and open-access journals took off fastest in biomedicine. There are fascinating cultural and economic reasons why these disciplines opened first. But let's focus on the other end of the pack where open access is moving the slowest. Why is it moving so slowly in the humanities? (2005, Seite, falls Printpublikation?)

Er gibt verschiedene Gründe an, warum sich OA in den Geisteswissenschaften im Vergleich nur langsam etabliert, viele haben mit den unterschiedlichen ökonomischen Rahmenbedingungen der Wissenschaften zu tun.

Der Druck zu einer Umstellung sei nicht so hoch wie in anderen Wissenschaften, da die Preise für STM-Zeitschriften um ein Vielfaches höher seien als die der geisteswissenschaftlichen. Die STM-Forschungsförderung sei im Allgemeinen viel höher als die der Geisteswissenschaften, das heißt „there is much more money to pay the processing fees charged by open access journals. In the humanities, there are fewer open access journals, and nearly all of them operate without processing fees.“ (Suber 2005)

Eine Rolle spielen nach Suber auch die ungleichen Kosten, die beim Reviewing entstehen:

On average, humanities journals have higher rejection rates (70-90%) than STM journals (20-40%). This means that the cost of peer review per accepted article is higher in the humanities, lower in the STM fields. Hence, for open access journals that cover their expenses through processing fees on accepted articles, the fees would have to be higher at the average humanities journal than at the average STM journal.

Dieses Problem könnte man lösen, indem für alle eingereichten Artikel eine Summe bezahlt werden muss, was für die Autoren dann ein bestimmtes Risiko darstellt.

Noch einmal auf die Forschungsförderung bezogen, weist Suber auf die traurige Situation der Geisteswissenschaften hin, deren Ergebnisse nicht so stark nachgefragt werden: „There is more public demand for open access to research on (say) genomics than Greek grammar, which is one reason why genomics has more federal funding than Greek grammar.“ Subers Conclusio lautet: „Open access isn't undesirable or unattainable in the humanities. But it is less urgent and harder to subsidize than in the sciences.“ (2005) Zusammenfassend könnte man sagen, es mangelt an Fördergeldern für OA-Publikationen in den Geisteswissenschaften.

Die Studie der DFG befasst sich mit der Akzeptanz von OA im Wissenschaftsvergleich. Obwohl die Einstellung gegenüber OA in den Geisteswissenschaften wie auch in den übrigen Wissenschaften sehr positiv ist, gibt es einige hemmende Faktoren. Die Studie kommt zu dem Schluss, dass OA-Publikationen mit denselben Vorbehalten wie anderen elektronischen Veröffentlichungen begegnet wird, d. h. die Qualitätssicherung wird angezweifelt, die langfristige Verfügbarkeit sowie die Zitationshäufigkeit. Je mehr die Befragten allerdings über OA wussten, und je mehr Erfahrungen sie bereits mit Veröffentlichungen dieser Art gesammelt hatten, desto geringer waren diese Zweifel ausgeprägt (vgl. DFG 2005, 9).

Die DFG-Studie zeigt ebenfalls, was Peter Suber vermutet, nämlich dass OA oft an der Finanzierung scheitert. Die Autoren der Studie stellen einen Zusammenhang her, zwischen der bisherigen Finanzierung der Publikationen in den unterschiedlichen Wissenschaften, und einer möglichen Autorenbeteiligung an OA-Publikationskosten:

Die Hälfte der befragten Naturwissenschaftler und 80 Prozent der Lebenswissenschaftler geben an, bereits Beiträge zur Publikation ihrer Arbeiten entrichtet zu haben. Während bislang 3 Prozent der Geisteswissenschaftler in engerem Sinne sich an den Publikationskosten beteiligen mussten, gilt dies für 13 Prozent der Sozial- und Verhaltenswissenschaftler. (DFG 2005, 53)

Sind die Autoren nun bereit mehr zu zahlen als bisher, um ihre Texte frei zugänglich zu publizieren und das System der Literaturversorgung zu entlasten? Das Ergebnis der Studie besagt:

Drei Viertel der 216 Geistes- und Sozialwissenschaftler [...] lehnten eine Autorenbeteiligung an Open Access Publikationskosten ab. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass die überwiegende Mehrheit der Befragten bislang keinerlei Publikationskostenzuschüsse für ihre Veröffentlichungen zahlen musste.“ (DFG 2005, 55)

Offensichtlich bietet OA für diese Wissenschaftler zu wenig Anreiz, um privat für die Kosten einer Publikation aufzukommen. Entscheiden wird sich der weitere Weg wohl über die Forschungspolitik, ob diese bereit ist, für Publikationskosten mehr zu bezahlen als bisher. Diese Umverteilung der Kosten könnte stattfinden, wenn weniger Geld für Bibliotheken und mehr Geld direkt für die Publikationen ausgegeben werden kann. Für eine Förderung der Publikation ist auch nicht gleichgültig, in welchem Medium der jeweilige Text erscheint. Die Forschungsfördereinrichtungen müssen im Fall von OA-Journals Vertrauen zu OA-Verlagsangeboten haben und wollen ihr Geld „sinnvoll“

investiert sehen. Sowohl zur DFG-Studie, als auch zu Peter Subers Text muss angemerkt werden, dass zu wenig zwischen den verschiedenen Modellen von OA unterschieden wird. Eine Differenzierung wäre bei empirischen Studien wie der der DFG ein Gewinn.

Bisher wurde hier die Frage der Notwendigkeit von OA hauptsächlich auf die Interessen der Wissenschaft bezogen. Die gesellschaftspolitische Dimension von OA oder generell dem Zugang zu Fachinformation wird in den nächsten Kapiteln erörtert werden.

Wie bereits erwähnt, spielt das Urheberrecht eine massive Rolle, wenn es um den Diskurs Information und Ethik geht. Die gesetzlichen Regelungen entscheiden darüber, welche philosophischen Texte „gemeinfrei“ sind. In der Gestaltung des Urheberrechts kann ein Versuch der gesamtgesellschaftlichen Konsensfindung gesehen werden, die Beschäftigung damit soll im nächsten Abschnitt der Arbeit stattfinden.

3.3 Die Gestaltung des Urheberrechts und das Internet

In der Philosophie werden Fragen des Urheberrechts unter dem allgemeineren Stichwort „Geistiges Eigentum“ diskutiert. Dabei gibt es wiederum eine grundlegendere Diskussion, die über die Rechtfertigung von Eigentum geführt wird. Historisch betrachtet waren es Locke, Kant und Fichte, die die Idee des geistigen Eigentums als ein natürliches, angeborenes, und unveräußerliches Recht prägten. Aktuell interessieren sich Philosophen vor allem dafür, welche Freiheitsrechte von Individuen durch das konsequente Verfolgen der Urheberrechte und Patente durch Konzerne verletzt werden. Die Philosophie hat das Urheberrecht erfunden und setzt sich jetzt mit den teilweise negativen Folgen auseinander.

An dieser Stelle soll ausgehend von der geschichtlichen Entwicklung des Urheberrechts diskutiert werden, welche Rolle das Urheberrecht in Zeiten der Digitalisierung und Vernetzung spielt, wobei die Bedeutung für die Wissenschaft und wissenschaftliche Fachinformation im Vordergrund stehen soll.

Was heute als selbstverständlich gilt, dass Autoren bestimmte Rechte an ihren geistigen Werken besitzen, ist eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Wurzeln des individuellen Urheberrechts liegen in England. Dort wurde 1710 mit dem „Statute of Anne“ zum ersten Mal in der Geschichte anerkannt, dass

Autoren selbst Rechte an ihren Werken haben sollten (vgl. Hofmann 2006). Der Urheber konnte erstmals über die Nutzung seiner Werke bestimmen. Die Schutzrechte der Autoren und Verleger waren nicht über Ländergrenzen hinweg garantiert. Die erste zwischenstaatliche Anerkennung dieser Rechte erfolgte durch die Berner Konvention 1886. Den Interessen der wachsenden Medienindustrie im 20. Jahrhundert wurde, wie Lawrence Lessig (2004) beschreibt, Rechnung getragen, und das Urheberrecht zeitlich immer weiter ausgedehnt. Dies betrifft künstlerische Werke und in gleichem Maße die wissenschaftliche Literatur. Aktuell gelten folgende Grundregeln:

Die Dauer des urheberrechtlichen Schutzes beträgt seit einer Harmonisierung innerhalb der EU im Jahre 1995, der sich übrigens auch die USA angeschlossen haben, 70 Jahre nach dem Tod des – letzten überlebenden – Urhebers. Weltweit gilt ansonsten in der Regel jedoch eine nur 50-jährige Schutzfrist. (Dreier/Nolte 2006, 47)

Parallel zu dieser „Verschärfung“ des Urheberrechts wurden zusätzliche Regelungen gefunden, die einen Ausgleich zwischen den Rechten der Urheber und dem allgemeinen gesellschaftlichen Interesse herstellen sollten. Etwa die 1965 in Deutschland eingeführte Pauschalvergütung, die erste Regelung dieser Art weltweit, die einen Rahmen für bestimmte Arten der Nutzung von Wissen bietet. Das „individuelle Vervielfältigen“ und „Archivieren“ im Bildungs- oder Privatbereich wurde durch diese Vergütung legitimiert. Die Verwertungsgesellschaften – und somit die Autoren – verdienen Geld mit einer Abgabe, die beim Kauf von technischen Geräten, die es ermöglichen urheberrechtlich geschützte Werke zu nutzen oder zu vervielfältigen, geleistet wird. Interessant ist, was Hofmann (2006, 12) über die Pauschalvergütung schreibt: „Rückblickend wird man feststellen, dass die Pauschalvergütung wesentlich mit verantwortlich dafür ist, dass die Bürger bis zur Digitalisierung der Medien kaum einmal an die Grenzen des Erlaubten stießen und das Urheberrecht aus diesem Grund kaum wahrgenommen haben.“

Auch in Österreich ist die Vervielfältigung zum eigenen und privaten Gebrauch erlaubt. Im universitären Betrieb etwa ist dieses Recht ein zentraler Bestandteil der Literaturversorgung. Ein gutes Beispiel dafür sind die sogenannten „Handapparate“. Diese ermöglichen, dass *ein* Exemplar eines Textes vielen Benutzern zugänglich ist. In der Praxis werden auf diesem Weg Auszüge von Büchern oder ganze Bücher kopiert. Handapparate werden als verlängerter Arm der Bibliotheken verstanden und von den Produzenten der wissenschaftlichen Literatur toleriert. Wie sieht es aber nun mit elektronischen

Handapparaten aus? Ist es erlaubt, dass Bücher gescannt werden und zum „Privatgebrauch“ zur Verfügung gestellt werden?

Momentan ist die Regelung so, dass Texte im Internet nur in einem Passwortgeschützten Bereich zur Verfügung gestellt werden dürfen, somit wird wie bei einem herkömmlichen Handapparat die Anzahl der Nutzer eingeschränkt.

Das Internet sprengt mit neuen Verbreitungsmöglichkeiten den alten rechtlichen Rahmen, deshalb müssen neue urheberrechtliche Regelungen gefunden werden.

An diese Stelle muss das Projekt *Google Books*³⁵ Erwähnung finden. Die intensivsten Debatten über Schutzrechte für Bücher finden gegenwärtig in Zusammenhang mit diesem Digitalisierungsprojekt statt, das einen freien elektronischen Zugang zu Büchern jeder Art, auch zu wissenschaftlichen Fachpublikationen, in Aussicht stellt. Google steht im Mittelpunkt der Kritik, weil die Firma ohne Genehmigung von Seiten der Verlage seit Jahren urheberrechtlich geschützte Werke einscannet und im WWW verfügbar macht. Dagegen richtet sich der bereits genannte *Heidelberger Appell*, der aber vor allem die Verlagssicht repräsentiert, da aus Sicht der Wissenschaft die Arbeit von Google tendenziell positiv zu bewerten ist. Götz von Olenhusen beurteilt das so: „Google nutzt eine gegenwärtige juristische Situation zum eigenen Nutzen mit durchaus auch gesellschaftlichen Nutzeffekten aus. Das ist legal, ob es in jeder Hinsicht legitim ist, bedarf der Diskussion.“³⁶ Ob das Vorgehen von Google legal ist, wird von anderen Experten bezweifelt. Eine Rolle spielt dabei, dass das Urheberrecht in den USA und in der EU und anderen Ländern nicht gleich ist und, dass die vom Vergleich betroffenen ausländischen Autoren zu wenig informiert wurden. Das „Google Books Settlement“, die Einigung der US-amerikanischen Autoren- und Verlegervertreter mit Google, wird gegenwärtig juristisch geprüft. Die Entscheidung über diesen Vergleich wird nicht das letzte Kapitel im Kampf Google gegen Verleger und Autoren sein.

Für die Benutzung von elektronischen Dokumenten braucht es offenbar neue Regeln. Zu einfach ist es, Dokumente ohne Qualitätsverlust zu kopieren und zu verbreiten. Es gibt verschiedene Wege, die Nutzung zu regulieren. Neben der Gestaltung des Urheberrechts bieten sich auch technische Lösungen wie DRM (Digital Rights Management) an. Sobald allerdings technische Lösungen

³⁵ Vgl. <http://books.google.com/> (abger. am 26.08.2009)

³⁶ http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=12964/ (abger. am 26.08.2009)

umgangen werden, stellt sich wieder die Frage, wie der Gesetzgeber damit umgeht. Die bisherigen Versuche, Kopierschutzsysteme oder ähnliche DRM-Elemente zu implementieren, können als gescheitert betrachtet werden, da sie allesamt auf technischem Weg auch wieder umgangen werden konnten.

Gegen die Tendenz der übertriebenen Kontrolle und Beschränkung der Nutzung digitaler Medien wendet sich Lessig. Er schreibt in *Free Culture* (2004, 271): „A technology has given us a new freedom. Slowly, some begin to understand that this freedom need not mean anarchy. We can carry a free culture into the twenty-first century, without artists losing and without the potential of digital technology being destroyed.“

Für Autoren, die das Potenzial des Internets nutzen wollen, um den Zugang zu ihren Werken zu erleichtern und gleichzeitig anstreben, die Nutzung der Werke in einen bestimmten rechtlichen Rahmen zu stellen, wurden Lizenzen geschaffen, deren Ursprünge im Bereich der Open-Source Software liegen. Stalder schreibt in seinem Artikel *Neue Formen der Öffentlichkeit und kulturellen Innovation zwischen Copyleft, Creative Commons und Public Domain* (2006, 301):

In den letzten zehn Jahren ist eine neue, weltweite Bewegung entstanden, die grundsätzlich neue Modelle der Produktion und Nutzung digitaler Güter nicht nur fordert, sondern auch bereits im großen Stil praktiziert. Wissenschaftler, Autorinnen, Künstler, Musikerinnen, Programmierer und andere 'immaterielle Produzentinnen' nutzen dabei das bestehende Urheberrecht in einer neuen Art und Weise. [...] Der Autor kann (fast) frei bestimmen, wer, wann, wie und unter welchen Umständen sein Werk nutzen kann. Im Gegensatz zur konventionellen Anwendung dieser Rechte zielen die neuen Modelle darauf ab, den Zugang zu den Werken zu vereinfachen, indem etwa das freie Kopieren erlaubt wird.

Der entscheidende Punkt bei neuen Lizenzen ist der, dass Autoren die Verbreitung ihrer Werke so wenig wie möglich einschränken wollen und gleichzeitig beispielsweise eine kommerzielle Verwertung durch Dritte verhindern und ihre Ansprüche auch rechtlich durchsetzen können. Im ersten Teil der Arbeit wurde Wissenschaft als gemeinsame Wahrheitssuche charakterisiert. Die von Stalder beschriebenen „offenen Produktionsmodelle“, bei denen nicht die Schöpfungen „isolierter Autoren“, sondern „Prozesse der Verarbeitung und Veränderung“ der Werke im Vordergrund stehen, erfüllen die Bedürfnisse der Wissenschaft in dieser Hinsicht (vgl. Stalder 2006, 304). Analog zum Open-Source-Begriff ist auch von „Open Science“ die Rede.

Wer überhaupt an einer Verwertung von wissenschaftlicher Information interessiert ist und wie die Grundlagen für dieses Geschäft aussehen, soll im nächsten Kapitel behandelt werden.

3.4 Verwertung versus Verbreitung

Wissenschaftliche Texte werden in der Philosophie wie in den übrigen Wissenschaften – im traditionellen Publikationssystem – als Waren gehandelt und unterliegen bis zu einem gewissen Grad der Logik der Verwertung, was im Laufe der Geschichte nicht immer der Fall war. Das Urheberrecht bietet die Grundlage dafür. Verwerter ist in der Regel nicht der Autor selbst, sondern eine Instanz, die zwischen Autoren und Rezipienten steht:

Die Verwerter sorgen dann dafür, dass die meisten Werknutzungen nur gegen Entgelt und nur in beschränktem Umfang erlaubt werden. Auf einem solchen Verständnis des Urheberrechts, das auf der Möglichkeit des Ausschlusses und der exklusiven Kontrolle der Nutzungen aufbaut, beruht im Wesentlichen die Medienindustrie (Verlage, Musiklabels, Film- und Fernsehproduktion). (Stalder 2006, 302).

Das bestehende Urheberrecht kann jedoch auch dafür genutzt werden, niemanden von der Nutzung auszuschließen, und die maximale Verbreitung zu fördern, wie schon am Beispiel der neuen Lizenzen beschrieben wurde. Die Verbreitung von Werken kann auch gegen den Willen der Rechteinhaber passieren. Ein gutes Beispiel für das Verfolgen der Verbreitungsmaxime bietet die Raubdruckbewegung der 1970er Jahre in Deutschland, deren Vertreter interessanterweise vom „Raub durch Verwerten“ gesprochen haben und sich dagegen zur Wehr setzen wollten. Unter dem Verlagsnamen „Zerschlagt das bürgerliche Copyright!“ und anderen „Marken“, wurden günstige Kopien von sozialistischen, marxistischen, sozialphilosophischen und psychoanalytischen Klassikern hergestellt (vgl. Olenhusen 1997). Die Raubdrucker wurden unter anderem vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels bekämpft. Die Interessenvertretung der Verlage und des Buchhandels stellte den wirtschaftlichen Schaden, der durch die Raubdrucker entstand, übertrieben dar, und wollte die Politik zum Eingreifen bewegen.

Einfluss auf die Politik wollten auch die „Raubdruckverleger“ nehmen, waren damit aber nicht erfolgreich: „Die Vorstellung, auf eine rechtspolitisch als notwendig erkannte Veränderung des Urheber- und Verlagsrechts Einfluß zu gewinnen, blieb Episode.“ (Olenhusen 1997,80) Aus vielen Raubdruckern oder Unterstützern der Praktiken wurden später konventionelle Verleger, die aktuell,

da das Urheberrecht wieder zunehmend Gegenstand der politischen Diskussion ist, eher an einem starken Urheberrecht interessiert sind.

In seinem Buch über Walter Benjamin im Raubdruck schreibt Götz von Olenhusen:

Es scheint erst heute, da die grundlegende, gründliche Erosion der tradierten Urheber- und Verwertungsrechte durch die neuen Techniken, insbesondere durch Digitalisierung und Internet offenkundig wird, allmählich ein Bewusstsein dafür geben, daß das Verhältnis von privaten und kommerziellen Interessen zu öffentlichen Interessen an 'immaterieller Produktion' neu bestimmt werden muss. (Olenhusen 1997, 81)

Auch hier wird also der Bedarf eines Interessenausgleichs festgestellt.

Michael Nentwich zeichnet in *Cyberscience* einen möglichen Übergang von der Verwertungs- zur Verbreitungsmaxime im wissenschaftlichen Publikationssystem, den er als „re-de-commodification“ bezeichnet. Er spricht von drei Phasen der Entwicklung, von einem „De-commodified system“ habe der Weg zu einem „Commodified system“ geführt und weiter soll es gehen in Richtung „Re-de-commodified system“. Die erste Phase beschreibt er so:

The first phase is characterised by the advent of the early academic journals in the 17th century. It institutionalised and generalised the earlier (pre-Gutenberg) system of written scholarly correspondence among individual scholars and exchange of manuscripts. [...] Scholarly publications were not yet treated as 'commodities' but heavily subsidised by the scholarly institutions until the 1960s. (Nentwich 2003, 408)

Mit dieser ersten Periode fasst Nentwich einen langen Zeitraum. Seit der Entwicklung der ersten wissenschaftlichen Zeitschriften gab es wesentliche Veränderungen. Das allgemeine Volumen der wissenschaftlichen Fachinformation etwa steigerte sich bis in die 1960er Jahre erheblich. Das entscheidende Kriterium für diese Phase ist die finanzielle Grundlage des Publikationssystems, die Nentwich vor allem durch die maßgebliche finanzielle Förderung der Publikationen durch wissenschaftliche Institutionen bestimmt sieht.

Die Verwertbarkeit von wissenschaftlicher Information wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts von einigen Verlagen erkannt und das gesamte System orientierte sich an veränderten Grundsätzen:

The second phase rests on an increasing role of the 'market' and so-called tradepublishers since the beginning of the last century. [...] The great time of these new actors came in the 1960s and they proved to be very efficient in turning scholarly output into commodities. For sure, this development has not taken place at equal speeds and with similar success in all

academic disciplines. (Nentwich 2003, 409)

Nentwich bringt den Hinweis, dass Informationen in den unterschiedlichen Disziplinen nicht gleich verwertbar oder vermarktbar sind. Das entscheidende Kriterium dabei ist die Anwendbarkeit der Information. Trotz geringerer Gewinnchancen werden auch die Publikationen der Philosophie als Waren betrachtet, um deren Verwertbarkeit es im Kapitel 3.5 gehen soll. Im 21. Jahrhundert sieht Nentwich den Beginn der „re-de-commodification“:

E-publishing potentially improves the economic situation of non-profit journal publishers [...] and opens up the possibility that the academic community re-appropriates the publishing business. In other words, the Internet has the potential of establishing a counter-market to the commercially oriented information market. (Nentwich 2003, 409)

Über die weitere Entwicklung dieser dritten Phase lassen sich bisher nur begrenzt Aussagen treffen. Mit der Unabhängigkeit vom gedruckten Medium verändert sich der Charakter des Gutes wissenschaftlicher Information. Es soll deshalb hier ein kurzer Einblick in die wirtschaftswissenschaftliche Gütertheorie geboten werden.

Drei Bedingungen müssen Güter – also auch Informationsgüter – aus wirtschaftlicher Perspektive stets erfüllen: Sie müssen direkt oder indirekt menschliche Bedürfnisse befriedigen, für irgendjemanden einen Gebrauchswert besitzen. Mit den Gütern wird eine Nachfrage befriedigt, es muss also auch ein Bedarf bestehen. Die dritte Bedingung ist, dass sie nicht frei verfügbar sind, deshalb eine Knappheit vorliegt und sie einen Preis erzielen (vgl. Goldhammer 2006).

Ob die erste und zweite Bedingung erfüllt sind, kann für Fachinformation nicht allgemein beantwortet werden, da es von der Art der jeweiligen Information abhängt. Die interessante Bedingung ist die dritte. Bei gedruckter Fachinformation ist es einfach, den Konsum einzuschränken: Die Nutzung der Publikation ist an das physische Trägermedium Papier gebunden und damit an den Zugang zu Büchern oder Zeitschriften und an deren Auflagenhöhe. In der Praxis ist die freie Verfügbarkeit der Information durch Bibliotheken gewährleistet, allerdings mit örtlicher und zeitlicher Einschränkung. Außerdem kann nur das jeweilige Exemplar genutzt werden, es liegt ein gewisser Grad an „Rivalität“ vor, denn der Konsum der Publikation durch einen Konsumenten be- oder verhindert den *zeitgleichen* Konsum derselben durch einen anderen Konsumenten. Mit den neuen Publikationsformen wird allerdings die grundsätzliche „Nicht-Rivalität“ im Konsum von Informationsgütern sichtbar. Die

Information schwebt dabei nicht in der Luft, nur ist die Nutzung schwieriger einzuschränken, sobald eine digitale Version von einer Publikation vorhanden ist. Die leichte Kopierbarkeit und Verbreitungsmöglichkeit bewirkt, dass Texte sich dem Status „frei verfügbar“ annähern und deshalb die dritte Bedingung nicht mehr erfüllen. Bücher, die dieselbe Information beinhalten, bleiben eventuell trotzdem ein marktfähiges Gut, da sie eine andere Art der Nutzung erlauben.

Wenn es im Sinne der Gesellschaft ist, dass bestimmte Güter trotz geringer Marktfähigkeit hergestellt und angeboten werden, so gibt es die Möglichkeit der Subventionierung. Dabei muss die Frage gestellt werden, ob es sich bei wissenschaftlichen Publikationen, im Spezialfall philosophischen Publikationen, um meritorische Güter handelt und wie die Subvention gerechtfertigt werden kann. Anders formuliert: Welchen Nutzen haben frei zugängliche philosophische Texte für die Allgemeinheit?

Die theoretische Philosophie ist für Menschen interessant, die Freude an der Erkenntnis an sich haben, insofern hat sie für diese Menschen einen Nutzen, auch wenn dieser Aspekt nur für eine kleine Gruppe relevant ist. Praktisch orientierte philosophische Texte helfen im günstigsten Fall persönliche und gesellschaftliche Probleme bewusst zu machen, tragen so einen ersten Schritt zur Lösung derselbigen bei und haben somit therapeutischen Charakter.

Im nächsten Kapitel soll untersucht werden, welche Interessen mit der Veröffentlichung und Verbreitung von philosophischen Texten verbunden sein können.

3.5 Interessen bei der Veröffentlichung/Verbreitung von philosophischen Texten: aufklärerische Philosophie?

Neben den in Kapitel 1 beschriebenen Funktionen der Publikation, die im Vergleich der akademischen Disziplinen ähnlich sind, soll unter dieser Überschrift beleuchtet werden, ob mit der Veröffentlichung eines *philosophischen* Texts möglicherweise spezielle Interessen des Wissenschaftlers und der Gesellschaft verbunden sind und wann dies der Fall sein könnte. Es wird also nochmals der spezielle Charakter der Philosophie betont, der die Einschränkung des Themas der Arbeit auf die Publikation von philosophischen Texten rechtfertigt.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Tatsache, dass die Philosophie historisch in einem besonderen Verhältnis zum Projekt der Aufklärung des

Individuums und der Gesellschaft steht. Im Zeitalter der Aufklärung, dem 17. und 18. Jahrhundert, war der Zusammenhang zwischen Philosophie und Aufklärung am eindeutigsten. Helmuth Holzhey (1999, 100) schreibt über das damalige Philosophieverständnis:

Philosophie wurde auf das Interesse der Allgemeinheit bezogen und, so verstanden, häufig als Synonym für Aufklärung gebraucht. Diese Neubestimmung schloß die Überzeugung von der umfassenden Anwendbarkeit des „philosophischen Geistes“ ein, verstanden als kritische Methode und Anspruch, die Vernunft in allen Bereichen des Wissens, der Wissenschaft, der schönen Künste, der Literatur, der Sitten und der Politik durchzusetzen.

Dieser Anspruch wurde und wird in der Philosophiegeschichte einer intensiven Kritik unterzogen. Und doch gibt es aktuell Philosophen, die sich der Tradition der Aufklärung verpflichtet fühlen und die Philosophie als Angelegenheit betrachten, mit der gesellschaftliche Verantwortung verbunden ist.

Die Annahme, dass Aufklärung mit der Vermittlung von Wissen und dem Fortschreiten der Wissenschaften verbunden ist, war zentral für die ersten Aufklärer. Diderot und d'Alemberts *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* gilt als eines der wichtigsten Publikationsprojekte der Aufklärung, das neben Faktenwissen auch eine kritische Philosophie vermitteln wollte. Der Ansatz der Aufklärung durch Wissenschaft musste sich jedoch auch von Anfang an der Kritik stellen, dass er an der „Sozialisierung“ scheiterte, weil man dem Anspruch, Aufklärung soll „allen Menschen im gleichen Maße zugute kommen“, nicht gerecht wurde (vgl. Enskat 2008, 143).

Die Schwierigkeit besteht in der „Vermittlung wissenschaftlicher Arbeitsergebnisse an ein Publikum, [...] das mit wissenschaftlichen Informationen aus eigener Kraft entweder nicht sachgemäß oder nicht situationsgerecht oder nicht zweckdienlich umgehen kann.“ (Enskat 2008, 143) Diese pessimistische Einschätzung von Enskat veranlasst zu dem Schluss, dass nur ein Publikum, das schon bestimmte geistige Voraussetzungen mitbringt, Zielgruppe der Aufklärung sein kann. Optimistisch betrachtet ist dieses Vermittlungsproblem nicht unlösbar, bloß die Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen in Textform scheint besonders schwierig.

Der Zugang zur Literatur war und ist immer auch eine ökonomische Frage. Robert Darnton setzt sich in seinem Buch *The Business of Enlightenment* (1979) mit dem Thema „Enlightenment Publishing“ am Beispiel von Diderots

Encyclopédie auseinander. Die ersten Ausgaben der *Encyclopédie* fanden keine weite Verbreitung, weil es sich um Luxusausgaben handelte, die sich der normale Leser unter keinen Umständen leisten konnte. Den größeren Anteil der Ausgaben der *Encyclopédie* im vorrevolutionären Europa, machten billiger hergestellte Versionen in kleineren Formaten aus, die insgesamt eine weitere Verbreitung des Werks brachten. (Vgl. Darnton 1979, 6) Darnton schreibt aber, „the 'democratisation' of the *Encyclopédie* had limits, however, because even the cheapest edition would have seemed expensive to the common people.“ (1979, 274)

Interessant ist, dass sowohl die ersten Luxusausgaben als auch die späteren Varianten und Nachdrucke für die Buchdrucker ein sehr gutes Geschäft waren. Das bestätigt auf jeden Fall das Interesse der Leserschaft an diesem Werk. Es war eine Wechselwirkung aus Leser- und geschäftlichen Interessen, die eine billigere Produktion und die Verbreitung der *Encyclopédie* voran trieben und die auch ermöglichten, das Werk zu bewerben und zu vertreiben. Wer die Käufer und Leser waren, lässt sich nicht lückenlos ermitteln. Es stellt sich auch die Frage, wie die Leser die vielen Bände benutzt haben. Neben der Nachschlagfunktion hatten sie auf jeden Fall eine Funktion als Vermittler des kritisch philosophischen Geistes, der gegen Kirche und Staat Stellung bezog. Die Autoren der *Encyclopédie* sind nicht alle der Philosophie zuzurechnen, dabei ist zu berücksichtigen, dass die Trennung der Wissenschaften noch nicht so weit fortgeschritten war und deshalb so eine Zuordnung nicht möglich ist. Einig waren sich die Autoren wohl, was die Anwendbarkeit und Durchsetzung des philosophischen Geistes, wie in Holzheys Artikel erwähnt, betrifft.

Die Ausrichtung und das Selbstverständnis des jeweiligen Philosophen spielt bei der Frage der Anwendbarkeit eine große Rolle. So kann man von der Nutzlosigkeit der Philosophie ausgehen, oder im Gegenteil an ihre wichtige Rolle glauben. Dies betrifft vor allem auch die Frage, welche Bedeutung der Philosophie außerhalb der akademischen Kreise zukommt. Warum will ein Philosoph sein Wissen mit anderen teilen, anderen mitteilen? Wer ist interessiert an philosophischem Wissen?

Einige Antworten gibt Christoph Rapp in seinem Artikel *Wozu Philosophie?:* Rapp trennt zunächst alltägliches Philosophieren von der akademischen Philosophie, betont aber, dass es sich nicht um zwei völlig unterschiedliche Dinge handelt, da eine Kontinuität besteht (vgl. Rapp 2003). Das menschliche Denken stößt an vielen Punkten immer wieder an Grenzen, es ergeben sich

bestimmte Problemlagen oder Grundfragen, die für das alltägliche Philosophieren und die akademische Disziplin im Grunde gleich sind. Hierin liegt auch die Voraussetzung für ein Interesse der Allgemeinheit an den Ergebnissen der akademischen Philosophie. In den letzten Jahren stellt Rapp ein verstärktes Interesse der Gesellschaft an praktischer Philosophie fest. Er führt dies auf neue Handlungsmöglichkeiten durch Forschung und Technik, die sich noch nicht eindeutig bewerten lassen, zurück. Und gleichzeitig konstatiert er eine Abnahme der Bedeutung von Institutionen, die traditionell für die moralische Orientierung zuständig waren (vgl. Rapp 2003). Die zweite Behauptung ist durchaus zu hinterfragen, denn sie ist stark an eine eurozentristische Perspektive gebunden. In vielen Weltteilen nimmt die Bedeutung von Religionsgemeinschaften und deren Stimme sogar zu.

Was macht die Philosophie interessant in diesem Kontext? Die Philosophie ist darauf spezialisiert, „bestehende Annahmen in Frage zu stellen und Alternativen zu konzipieren“ und besitzt deshalb „ein kritisches Potential gegenüber bestehenden Praktiken und konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen.“ (Rapp 2003, 8)

Es wird sofort deutlich, dass die Philosophie in diesem Sinn weniger Faktenwissen zu bieten hat als vielmehr bestimmte Fähigkeiten. In anderen Worten handelt es sich eher um ein „Know-how“ als ein „Know-that“, nämlich darum, in Frage zu stellen, indem das Denken und bestimmte Positionen auf ihre Folgerichtigkeit hin untersucht werden. Mit dieser Fähigkeit ist die Philosophie gerüstet Kritik zu üben, etwa an den Positionen und Argumentationen der Politik.

Es muss festgehalten werden, dass bei dieser Kritik, oder der Vermittlung der Kritikfähigkeit, der mündlichen „Wissensvermittlung“ ein wichtiger Stellenwert zukommt. Das berühmteste Beispiel dafür ist Sokrates, der oft als der erste Aufklärer bezeichnet wird, und seine Dialogführung. Innerhalb der Philosophie wird Sokrates nicht uneingeschränkt gewürdigt, da diese Philosophie das Problem hat, zu wenige positive Resultate hervorzubringen, sie ist außerdem keine, die auf ein System abzielt.

In diesem Zusammenhang zeigt sich die Abhängigkeit der Philosophie und ihrer Resultate vom Medium der Wissensvermittlung. Für die akademische Philosophie scheint die schriftliche Wissenschaftskommunikation unersetzbar zu sein. Das Buch wurde auch lange Zeit als *das* Medium der Aufklärung betrachtet. Wenn aber die Frage gestellt wird, wie es möglich ist, sehr einfach

und schnell viele Menschen zu erreichen, oder vielen Menschen etwas mitzuteilen, dann wird man nicht auf das Medium Buch setzen.

Historisch betrachtet, gilt das Internet seit der Jahrtausendwende als das Leitmedium bestimmter Teile der Gesellschaft, welches das Fernsehen in dieser Funktion zunehmend ablöst. Es wird auch als Metamedium bezeichnet, da es verschiedene Medien vereint. Texte sind ebenso zu finden wie live gesendete Radio- oder Fernseh-Streams. Ist das Internet das ideale Medium der Aufklärung, für eine Philosophie, die diese Interessen verfolgt?

Das Internet ist nicht so barrierefrei, wie es auf den ersten Blick erscheint. Medienkompetenz und die Fähigkeit zur Beurteilung und Auswahl von Wissen sind zentrale Bedingungen für die Nutzung des Internets als Informationsquelle. Der Nutzer muss auch tendenziell aktiv seine Inhalte bestimmen. Buchstein schreibt beispielsweise: „Die umfassende Nutzung des Internet bleibt auch in Zukunft eine kognitiv und finanziell anspruchsvolle Angelegenheit.“ Die „unterschiedlichen Verteilung technologischer Fähigkeiten und finanzieller Ressourcen“ spielt bei der Internetnutzung eine große Rolle. (Buchstein 1996, 586) Wenn von dieser Teilung der Gesellschaft die Rede ist, wird gewöhnlich der Begriff „Digital Divide“ gebraucht.

Aufklärerisches Interesse lässt sich aktuell feststellen bei Philosophen, die sich speziell auf die Vermittlung von Philosophie konzentrieren. Dieser Ansatz wird nicht vorrangig über Buchpublikationen oder Zeitschriften verfolgt. Der Hörfunk wird genutzt, das Fernsehen, und in verstärktem Maß das Internet. Oft wird die philosophische Bildung durch öffentlich-rechtliche Medien geleistet, die damit dem Bildungsauftrag nachkommen. Mit der Wissensvermittlung hängt das Phänomen der Wissenspopularisierung zusammen, das im nächsten Kapitel beleuchtet werden soll.

3.6 Wissenspopularisierung und Philosophie

Eine Definition von Wissenspopularisierung findet sich in dem von Carsten Kretschmann 2003 herausgegebenen Sammelband *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*. Kretschmann stellt für den Popularisierungsbegriff fünf Parameter auf, von denen hier drei aufgegriffen werden sollen: (1) Ein Popularisierungsprozess setzt ein „deutlich markiertes Wissensgefälle zwischen Produzenten und Rezipienten“ voraus. (2)

Popularisierung vollzieht sich in der Regel intentional, sie „folgt bestimmten Motiven der Wissensproduzenten oder -popularisatoren“ . (3) Popularisierung bedient sich Medien, die „zumindest potentiell breitenwirksam sind“ (vgl. Kretschmann 2003, 14).

Das Internet ist jedenfalls als breitenwirksames Medium einzustufen. Ein Wissensgefälle ergibt sich, wenn Philosophen, die mehrheitlich aus der akademischen Philosophie stammen, ihr Wissen einem breiteren Publikum vermitteln wollen. An dieser Stelle sollen die angesprochenen Motive genauer unter die Lupe genommen werden: Scholz bringt als Beispiel für einen Wissenspopularisierer in der Antike den Peripatetiker Klearchos, über dessen Reisen zum Zweck der Wissensvermittlung er schreibt:

Es verwundert nicht, dass es ein Peripatetiker war, der diese strapaziöse Aufgabe auf sich nahm, denn es war das Verdienst des Aristoteles und seiner Schüler nach der platonischen Abkehr von der Politik wieder die Kluft zwischen philosophischer Theorie und politischer Wirklichkeit zu überwinden. (2003, 23)

In diesem Fall liegt die Erklärung für die Anstrengungen in der Philosophie selbst begründet. Ebenfalls in der Antike zeigt sich eine anders gelagerte Motivation, nämlich die, „daß viele dieser Weisheitslehrer Rhetoren und Philosophen ihren Unterhalt durch Vorträge und Kurse bestreiten mussten“ und deshalb „zwangsläufig ein manifestes Interesse daran (hatten), ihr Wissen nicht nur einem kleinen, exklusiven Zuhörererkreis zugänglich zu machen, sondern dies prinzipiell an 'jedermann' weiterzugeben, es also im wahrsten Sinn des Wortes zu 'ver-öffentlichen'. (Scholz 2003, 26)

Scholz schreibt auch etwas dazu, an welcher Art von philosophischem Wissen die damaligen Bürger interessiert waren, nämlich „weniger an philosophischer Theorie als vielmehr an charakterlicher und rhetorischer Ausbildung“. (Scholz 2003, 27)

Es können also zwei Spielarten der Popularphilosophie mit unterschiedlichen Charakteristiken festgestellt werden: Popularphilosophie aus „philosophie-immanenten“ Beweggründen und Popularphilosophie aus ökonomischen Motiven. Beide Varianten sind auch im Internet anzutreffen: Die Vermittlung der Philosophie erfolgt im ersten Fall häufig durch enzyklopädische Kurztex-te zu philosophischen Begriffen oder philosophischen Fragen, deren Autoren daran denken, dass ein Wissensgefälle zu Ihren Lesern besteht. Das Motiv für die Arbeit an solchen Webseiten ist die Freude an der Wissens-mit-teilung. Auf

der anderen Seite bieten Philosophen Essays, deren Verbreitung im Internet aus Selbstmarketingzwecken heraus geschieht, denn oft sind dieselben Personen Berater oder Betreiber einer philosophischen Praxis (engl. Philosophical Consultancy/Counselling). Auch diese Autoren sind daran interessiert, verstanden zu werden. Außerdem beschränkt sich das Themenspektrum auf praxisrelevante Philosophie, an erster Stelle die Lebenskunst oder Lebensphilosophie. Klar ist, dass diese Texte aufgrund des Verbreitungswillens in der Regel frei verfügbar sind. Wie philosophische Inhalte vermittelt werden, hängt stark vom jeweiligen Autor ab, dafür gibt es eine Vielzahl an möglichen Methoden.

4 Resümee

Mit der Grundannahme, dass Wissenschaft nur kollektiv realisierbar ist und es Teil des wissenschaftlichen Ethos ist, anderen neue Erkenntnisse mitzuteilen, wurde zu Beginn der Arbeit der ursprünglichste Grund für die Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeitsergebnissen genannt. Nach und nach haben sich im Laufe der Geschichte weitere Funktionen an die Publikation geknüpft, sodass gegenwärtig die Publikation aus Sicht mancher Wissenschaftler in erster Linie als Karriereinstrument und aus Sicht der wissenschaftlichen Institutionen wie der Universität als Mittel zur Bewertung von wissenschaftlicher Leistung dient.

Das Publikationssystem hat die Verbreitung der Texte einerseits und die Qualitätssicherung bei wissenschaftlichen Publikationen andererseits zu leisten, zwei Aufgaben, die traditionellerweise von wissenschaftlichen Bibliotheken und Verlagen übernommen werden. Durch neue Möglichkeiten der Wissensproduktion und -verbreitung und das Infragestellen der Leistungen der Verlage werden aktuell die Publikationsstrukturen aufgebrochen. Die Mehrheit der wissenschaftlichen Verlage mit philosophischen Titeln im Programm hat spät, aber doch auf die Herausforderungen durch das Internet reagiert und stellt elektronische Zeitschriften oder E-Books her. Wie sollen Verlage aber mit der Konkurrenz durch frei verfügbare Texte im Sinne von Internet-Selbstpublikationen und OA-Publikationen umgehen, sofern sie nicht selbst das Geschäftsmodell „Author Pays“ anwenden? Oder wie begegnet man dem Vorwurf vieler Autoren wissenschaftlicher Bücher, dass sie einen Großteil der „Verlagsarbeit“ selbst machen müssen und deshalb in Erwägung ziehen, auf die aus ihrer Sicht ersetzbaren Leistungen der Verlage zu verzichten?

Die nicht einfache Aufgabe aus Sicht der Verlage ist es, den Mehrwert einer elektronischen Veröffentlichung durch einen Verlag gegenüber anderen im Internet verfügbaren Dokumenten in das Bewusstsein der Literaturkonsumenten zu bringen. Auch eine verstärkte Zusammenarbeit mit den Interessenvertretungen der Wissenschaft ist notwendig. Der Glaube, die verschiedenen OA-Initiativen wollen Verlage abschaffen und die Anfeindungen deswegen sind ein Missverständnis, denn auch für die Verfechter des freien Zugangs zu wissenschaftlicher Information muss die Qualität der wissenschaftlichen Veröffentlichung die zentrale Rolle spielen. Wie in der Arbeit erwähnt, ergeben sich mit Print on Demand und neuen Vertriebsmöglichkeiten

im Internet auch wirtschaftlich neue Chancen für wissenschaftliche Verlage. Die Gründungen von Universitätsverlagen im deutschsprachigen Raum sind aus Sicht der Wissenschaft positiv zu bewerten, zurecht wird hier aber auch von privatwirtschaftlich geführten Verlagen auf den Zusammenhang zwischen der Finanzierung dieser Verlage und einer möglichen Wettbewerbsverzerrung hingewiesen.

Der Prognose von Nentwich, die im Kapitel über Verbreitung und Verwertung vorgestellt wurde, dass sich das wissenschaftliche Literatursystem insgesamt zu einem System (zurück)entwickelt, in dem wissenschaftliche Publikationen nicht mehr als Waren gehandelt werden, also nicht mehr der Logik der Verwertung unterliegen, ist skeptisch zu begegnen. Zu allererst werden wohl Bereiche, in denen sich die Verlagsarbeit schlichtweg nicht mehr rentiert, wie es teilweise für geisteswissenschaftliche Monografien angedeutet wurde, in diese Richtung gehen. Solange jedoch manche Publikationen ein gutes Geschäft sind und Autoren auch zufrieden sind mit der Leistung, die sie vom Verlag für die Abtretung der Verwertungsrechte bekommen, wird dieses Modell weiter bestehen.

In Bezug auf OA und Philosophie ist die Stellungnahme dieser Arbeit, dass die Förderung von OA in der Wissenschaft in einigen Fächern dringlicher ist als in der Philosophie. Wie argumentiert wurde, ist die Philosophie zwar von der Krise der Literaturversorgung betroffen, OA löst aber vor allem Probleme im Bereich der Zeitschriften und damit nur indirekt die der Philosophie. Aus gesellschaftlicher Perspektive beziehungsweise aus der Sicht der Politik kann die (finanzielle) Förderung von OA besser für Publikationen im Gesundheitsbereich oder anderen „anwendungsorientierten“ Wissenschaften argumentiert werden als für philosophische Texte. Den Zugang zu wissenschaftlicher Literatur reguliert die Politik auch über die Gestaltung des Urheberrechts. Nach jahrzehntelangem Ausbau der „Leistungsschutzrechte“ für Verlage und Autoren wurde in diesem Punkt zusammenhängend mit dem Projekt *Google Books* eine Grundsatzdiskussion in Gang gesetzt. Eine Innovation von Seiten der Autoren in diesem Punkt stellen die verschiedenen neuen Lizenzformen dar.

Neben Verlagen sind auch wissenschaftliche Bibliotheken von den Entwicklungen Digitalisierung und Vernetzung massiv betroffen. Die Nachfrage

nach elektronischen Ressourcen steigt, die Angebote der Bibliotheken wurden ebenfalls in den letzten Jahren beständig erweitert. In der Arbeit wurde festgestellt, dass sich Bibliothekare verstärkt um die Aufgabe der Hilfestellung bei der Recherche im elektronischen Medium kümmern müssen, da sehr komplexe Datenbanken die Gefahr des falschen Suchens erheblich erhöhen. Einige Kernaufgaben der Bibliothekare, wie das Organisieren der Bestände und der Entlehnung, werden dagegen in Zukunft von Computerfachleuten übernommen.

Im ersten Teil der Arbeit fand die Auseinandersetzung mit der Beurteilung wissenschaftlicher Leistung anhand von Publikationen statt. Wie gezeigt wurde, nimmt die Philosophie in diesem Punkt eine Sonderstellung ein, weil sich die mit Abstand beliebteste Publikationsform, das wissenschaftliche Buch, bis dato der Auswertung für die der Leistungsbeurteilung zugrunde liegende Zitationsanalyse entzieht. Mit der Digitalisierung von philosophischen Publikationen beziehungsweise der Zunahme von ausschließlich elektronisch verfügbaren Publikationen, wie es unter Punkt 2.2.1 skizziert wurde, ist es leichter möglich, die Daten über Zitation von verschiedensten philosophischen Texten zu sammeln und auszuwerten, wie am Beispiel von *Google Scholar* gezeigt wurde.

Auch die Verwirklichung einer weiteren in dieser Arbeit vorgebrachten These, die der Zunahme von philosophischen Publikationen in englischer Sprache und die damit einhergehende Internationalisierung der Philosophie, würde die Bewertung von Publikationen durch die Vergleichsmöglichkeit erleichtern. Für die Auswertung von bestehenden philosophischen Zeitschriften und dem damit verbundenen Ranking wird am ehesten eine Lösung gefunden werden, wenn zunächst der Zeitschriftenartikel in der Disziplin Philosophie eine generelle Aufwertung erfährt, eine Entwicklung, die als These in Bezug auf den Wandel der Publikation in dieser Arbeit vorgebracht wird.

Der bisherige Wandel des Publikationssystems muss aus informationsethischer Perspektive weitgehend so beurteilt werden: Wissenschaftler erleben eine partielle Befreiung von der Abhängigkeit von den Institutionen des traditionellen Publikationssystems, das ihren Wunschvorstellungen bezüglich Veröffentlichung und Verbreitung von Texten nicht in allen Punkten entspricht. Im zweiten Teil der Arbeit wurde beschrieben, dass sich Wissenschaftler mit

der Möglichkeit zur Selbstpublikation mit der Frage auseinandersetzen müssen, wie ihre Texte Aufmerksamkeit erregen können, und dass dabei nach wie vor Institutionen eine wichtige Rolle spielen.

Verlage sehen ihre wirtschaftlichen Interessen und damit ihre gesamte Arbeit durch OA und Verletzungen des Urheberrechts im Internet bedroht. Verlage betonen zurecht, dass ohne ihre Arbeit die Sicherung der Qualität von wissenschaftlichen Publikationen in Gefahr ist und dass diese Qualitätssicherung auch Geld kostet. In der Arbeit wurde aufgezeigt, dass die Entwicklung beider Bereiche stark von den Entscheidungen der Politik abhängig ist, insofern wurde auch dem Ansatz der Technik-Neutralität gefolgt. Bei der Debatte über geistiges Eigentum im Internetzeitalter hat die Kategorie „wissenschaftliche Texte“ keine besondere Priorität. Der Streit über Patente und Rechte bei künstlerischen Werken wird tonangebend sein. Parallel zu der debattierten „Kultur-Flatrate“ könnte man über eine „Wissenschaft-Flatrate“ sprechen.

Zu den Interessen, die mit der Veröffentlichung von philosophischen Texten verbunden sind, ist das Folgende zu sagen: In manchen Teilbereichen der Philosophie sind aufklärerische Ziele durchaus vorhanden, vor allem bei Wissenschaftlern, die sich speziell auf die Vermittlung von Philosophie konzentrieren. Texte eignen sich zur Präsentation von biografischem oder enzyklopädischem Wissen für ein breiteres Publikum. Andere im Internet gebündelte Medien, wie Radio und Fernsehen, sind in einigen Belangen wohl besser einsetzbar für die Vermittlung von Philosophie.

5 Literaturverzeichnis

[Allen; Nodelmann; Zalta 2002] Colin Allen, Uri Nodelman, Edward N. Zalta: The Stanford Encyclopedia of Philosophy: A Developed Dynamic Reference Work. In: James H. Moor, Terrel Ward Bynum (ed.): Cyberphilosophy. The Intersection of Philosophy and Computing. Oxford: Blackwell. 2002. 201-218

[Andermann/Degkwitz 2004] Heike Andermann, Andreas Degkwitz: Neue Ansätze in der wissenschaftlichen Informationsversorgung. In: Bibliothek 28, Nr. 1 (2004)

[Andermann/Degkwitz 2006] Heike Andermann, Andreas Degkwitz: Zirkulation wissenschaftlicher Information in elektronischen Räumen. In: Jeanette Hofmann (Hrsg.): Wissen und Eigentum: Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn. 2006

[Bailey 2005] Charles W. Bailey, Jr.: Open Access Bibliography: Liberating Scholarly Literature with E-Prints and Open Access Journals. 2005
<http://www.digital-scholarship.org/oab/oab.htm>

[Bailey 2008] Charles W. Bailey, Jr.: Scholarly Electronic Publishing Bibliography. 2008
<http://www.digital-scholarship.org/sepb/sepb.html>

[Baneyx 2008] Audrey Baneyx: „Publish or Perish“ as citation metrics used to analyze scientific output in the humanities : International case studies in economics, geography, social sciences, philosophy, and history. In: Archivum immunologiae et therapiae experimentalis 56, Nr. 6. (2008). 363-371

[Bethesda Statement 2003] Bethesda Statement on Open Access Publishing. (veröffentlicht am 20. Juni 2003)
<http://www.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm>

[Berlin Declaration 2003] Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities. (veröffentlicht am 22. Oktober 2003)
<http://oa.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html>

[Böhme 1998] Gernot Böhme: Philosophie als Arbeit und Bildung. In: Karl Reinhard Lohmann, Thomas Schmidt (Hrsg.): Akademische Philosophie zwischen Anspruch und Erwartungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 1998. 104-119

[Böhr 2003] Christoph Böhr: Philosophie für die Welt. Die Popularphilosophie der deutschen Spätaufklärung im Zeitalter Kants. Stuttgart/Bad Cannstatt: Friedrich Frommann Verlag. 2003

[Borgman 2007] Christine L. Borgmann: Scholarship in the Digital Age. Information, Infrastructure and the Internet. Cambridge, Mass.; London: MIT Press. 2007

[British Academy Report 2007] Peer Review: the challenges for the humanities and social sciences . A British Academy Report. September 2007.
<http://www.britac.ac.uk/reports/peer-review/>

[Buchstein 1996] Hubertus Buchstein: Cyberbürger und Demokratietheorie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 4. Nr. 44 (1996). 583-607

[Budapest 2002] Budapest Open Access Initiative. (veröffentlicht am 14. Februar 2002)
<http://www.soros.org/openaccess/read.shtml>

[Bynum 2009] Terrell Bynum: Computer and Information Ethics. In: Edward N. Zalta (ed.): The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2009 Edition)
<http://plato.stanford.edu/archives/spr2009/entries/ethics-computer/>

[Cullars 1998] John M. Cullars: Citation Characteristics of English-Language Monographs in Philosophy. In: Library & Information Science Research 20, Nr. 1 (1998). 41-68

[Capurro 1988] Raphael Capurro: Informationsethos und Informationsethik. Gedanken zum verantwortungsvollen Handeln im Bereich der Fachinformation. In: Nachrichten für Dokumentation 39 (1988).1-4

[Dalton 2006] Margaret Stieg Dalton: A System Destabilized: Scholarly Books Today. In: Journal of Scholarly Publishing 37, Nr.4 (2006). 251-269

[Darnton 1979] Robert Darnton: The Business of Enlightenment. A Publishing History of the Encyclopédie 1775-1800. Cambridge (Mass.), London: The Belknap Press of Harvard University Press. 1979

[De Solla Price 1974] Derek J. De Solla Price: Little science, big science. Frankfurt/Main: Suhrkamp. 1974

[DFG 2005] Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access. Bonn: DFG. 2005
http://www.dfg.de/zahlen_und_fakten

[Dreier/Nolte 2006] Thomas Dreier, Georg Nolte: Einführung in das Urheberrecht. In: Jeanette Hofmann (Hrsg.): Wissen und Eigentum : Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn. 2006. 41-64

[Enskat 2008] Rainer Enskat: Bedingungen der Aufklärung. Philosophische Untersuchungen zu einer Aufgabe der Urteilskraft. Weilerswist: Velbrück. 2008

[ERIH 2007] European Reference Index for the Humanities (ERIH)
<http://www.esf.org/research-areas/humanities/research-infrastructures-including-erih.html>

[Ess 2002] Charles Ess: Culures in Collision: Philosophical Lessons learned from Computer-Mediated Communication. In: James H. Moor, Terrel Ward Bynum (ed.): Cyberphilosophy. The Intersection of Philosophy and Computing. Oxford: Blackwell. 2002. 219-242

[Füssel 2001] Stephan Füssel: Geisteswissenschaft und digitale Medien. Von der Medienkonkurrenz zur Mediensymbiose. In: Wissenschaftspublikation im digitalen Zeitalter. Verlage, Buchhandlungen und Bibliotheken in der Informationsgesellschaft. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag. 2001

[Gaschke 2008] Susanne Gaschke: „Die digitale Erlösungslehre“. In: Die Zeit, 20.11.2008, Nr. 48
<http://www.zeit.de/2008/48/Cyberspace>

[Gabriel 2007] „Der Autor verschwindet hinter dem Werk“: Gespräch mit Gottfried Gabriel, Herausgeber des epochalen Historischen Wörterbuchs der Philosophie . In: Thüringische Landeszeitung, Jena , 27.07.2007

[Garfield 1955] Eugene Garfield: Citation Indexes for Science. A New Dimension in Documentation through Association of Ideas. In: Science 122 (1955) 108-111

[Goldhaber 1997] Die Aufmerksamkeitsökonomie und das Netz, Teil I. Veröffentlicht am 27.11.1997.
<http://www.heise.de/tp/r4/artikel/6/6195/1.html>

[Goldhammer 2006] Klaus Goldhammer: Wissensgesellschaft und Informationsgüter aus ökonomischer Sicht . In: Jeanette Hofmann (Hrsg.): Wissen und Eigentum: Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn. 2006

[Gottschalk-Mazouz 2000] Niels Gottschalk-Mazouz: Diskursethik: Theorien-Entwicklungen-Perspektiven. Berlin: Akademie Verlag. 2000

[Grötschel/Lügger 1996] M. Grötschel, J. Lügger: Neue Produkte für die digitale Bibliothek: die Rolle der Wissenschaften. Technical Report TR 96-05 (März 1996)

[Gutacherbericht 2008] Peer Evaluation der Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft der Universität Wien 2008.
www.qs.univie.ac.at/.../Peerevaluation/.../Bericht_Stellungnahme_Phil-Bild.pdf

[Guédon 2001] Jean-Claude Guédon: In Oldenburg's Long Shadow: Librarians, Research Scientists, Publishers, and the Control of Scientific Publishing.
<http://www.arl.org/resources/pubs/mmproceedings/138guedon.shtml>

[Harnad 2000] Stevan Harnad: The Invisible Hand of Peer Review. In: Exploit Interactive 5 (2000)
<http://www.exploit-lib.org/issue5/peer-review>

[Heidelberger Appell 2009] Für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte <http://www.textkritik.de/urheberrecht/index.htm>

[Hirsch 2005] Jorge E. Hirsch: An index to quantify an individual's scientific research output. In: PNAS 102, Nr 46 (2005) 16569-16572

[Hofmann 2006] Jeanette Hofmann (Hrsg.): Wissen und Eigentum : Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn. 2006.

[Holzhey 1999] Helmuth Holzhey: „Aufklärung“. In: Hans Joachim Sandkühler (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie. Hamburg: Meiner. 1999

[Hornbostel 2009] Stefan Hornbostel: Messung von Forschungsleistungen – eine Vermessenheit? In: Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Beiträge zur Beurteilung von Forschungsleistungen. Bonn: Humboldt Stiftung. 2009. 14-36
<http://www.humboldt-foundation.de/web/publikationen.html>

[Iiyoshi, Kumar 2008] Toru Iiyoshi, M. S. Vijay Kumar (ed.): Opening Up Education : The Collective Advancement of Education through Open Technology, Open Content, and Open Knowledge . Cambridge, Mass.; London: MIT Press. 2008

[Ithaka 2007] „Ithaka Report“: University Publishing In A Digital Age.
<http://www.ithaka.org/strategic-services/university-publishing>

[Kling/McKing 1999] Rob Kling, Geoffrey McKim: Scholarly Communication and the Continuum of Electronic Publishing. In: JASIS 50, Nr. 10 (1999) 890-906

[Kling/McKing 2000] Rob Kling, Geoffrey McKim: Not Just a Matter of Time: Field Differences and the Shaping of Electronic Media in Supporting Scientific Communication. In: Journal Of The American Society For Information Science 51, Nr. 14 (2000). 1306 –1320

[Kretschmann 2003] Carsten Kretschmann: Wissenspopularisierung – ein altes, neues Forschungsfeld. In: Carsten Kretschmann (Hrsg.): Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Berlin: Akademie Verlag. 2003. 7-23

[Kuhlen 2004] Rainer Kuhlen: Informationsethik. Konstanz: UVK. 2004

[Kuhlen 2008] Rainer Kuhlen: Erfolgreiches Scheitern - eine Götterdämmerung des Urheberrechts? Boizenburg: Hülsbusch. 2008

[Lankes 2008] David R. Lankes: Credibility on the internet: shifting from authority to reliability . In: Journal of Documentation 64, Nr 5 (2008). 667-686

[Lessig 2004] Lawrence Lessig: Free culture: How Big Media Uses Technology and the Law to Lock Down Culture and Control Creativity. New York: The Penguin Press. 2004

[Levy 2007] David M. Levy: No time to think: Reflections on information technology and contemplative scholarship. In: Ethics and Information Technology Nr. 9 (2007). 237-249

[Lucius 2005] Wulf D. Von Lucius: Strukturwandel im wissenschaftlichen Verlag. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 11, Nr. 1 (2005) 32-51

[Ludwig et al. 2001] Medienwissenschaft: ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen Von Joachim-Felix Leonhard, Hans-Werner Ludwig, Dietrich Schwarze, Erich Strabner. Berlin, New York: de Gruyter. 2001

[Martell 2008] Charles Martell: The Absent User: Physical Use of Academic Library Collections and Services Continues to Decline 1995-2006. In: The Journal of Academic Librarianship 34, Nr. 5 (2008). 400-407

[Mayr 2007] Phillipp Mayr: Integrität und Integration von elektronischen Publikationen - Modellüberlegungen im Umfeld der Digitalen Bibliothek. In: Frank Havemann, Heinrich Parthey, Walther Umstätter (Hrsg.): Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2007. Gesellschaft für Wissenschaftsforschung: Berlin. 2007

[McLuhan 1962] Marshall McLuhan: The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man. London: Routledge. 1962

[Meier 2002] Michael Meier: Returning Science to the Scientists - der Umbruch im STM-Zeitschriftenmarkt unter Einfluss des Electronic Publishing. München: Peniope. 2002

[Merton 1985] Robert K. Merton: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp. 1985

[Moor 1985] James H. Moor: What is Computer Ethics? In: Terrell Ward Bynum (ed): Computers & Ethics. Oxford: Blackwell. 1985. 266-75

[Nida-Rümelin 1998] Julian Nida-Rümelin: Praktische Philosophie zwischen Praxis und Theorie. In: Karl Reinhard Lohmann, Thomas Schmidt (Hrsg.): Akademische Philosophie zwischen Anspruch und Erwartungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 1998. 31-46

[Nentwich 2003] Michael Nentwich: Cyberscience. Research in the Age of the Internet. Vienna: Austrian Academy of Science Press. 2003
<http://epub.oeaw.ac.at/3188-7>

[Neuhaus/Daniel 2008] Christoph Neuhaus, Hans-Dieter Daniel: Data sources for performing citation analysis: An overview. In: Journal of Documentation 64, Nr.2 (2006). 193-210

[Olenhusen 1997] Albrecht Götz von Olenhusen: Der Weg vom Manuscript zum gedruckten Text ist länger, als er bisher je gewesen ist: Walter Benjamin im Raubdruck 1969 bis 1996. Lengwil: Libelle-Verlag. 1997

[Open Access Weisung 2007] Weisung betreffend Open Access zu Forschungspublikationen aus vom SNF geförderten Forschungsprojekten. Schweizerischer Nationalfonds. 2007.
http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/Dossiers/dos_OA_Weisung_d.pdf

[Oppenheim 2000] Charles Oppenheim: The Future of Scholarly Journal Publishing. In: Journal of Documentation 56, Nr. 4 (2000) 361-398

[Pampel 2007] Heinz Pampel: Universitätsverlage im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Literaturversorgung. Eine kritische Bestandsaufnahme. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag. 2007

[Parthey 2000] Heinrich Parthey: Publikation und Bibliothek in der Wissenschaft. In: Klaus Fuchs-Kittowski; Hubert Laitko, u. a. (Hrsg.): Wissenschaft und Digitale Bibliothek: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 1998. Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung. 2000

[Rapp 2003] Christoph Rapp: Philosophie. In: Florian Keisinger, Timo Lang, Markus Müller u. a. (Hrsg.): Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte. Frankfurt/Main: Campus. 2003. 85-95

[Scholz 2003] Peter Scholz: Popularisierung philosophischen Wissens im Hellenismus – Das Beispiel der „Diatriben“ des Kynikers Teles. In: Carsten Kretschmann (Hrsg.): Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Berlin: Akademie Verlag. 2003. 23-47

[Schütte 2009] Georg Schütte: Zählen, gewichten, lesen. Zur Bewertung von wissenschaftlichen Publikationsleistungen in Peer review-Prozessen. In: Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Beiträge zur Beurteilung von Forschungsleistungen. Bonn: Humboldt Stiftung. 2009
<http://www.humboldt-foundation.de/web/publikationen.html>

[Spielkamp 2009] Matthias Spielkamp: Open Excess: Der Heidelberger Appell. (veröffentlicht am 24. März 2009)
<http://www.perlentaucher.de/artikel/5347.html>

[Spinner 2001] Helmut F. Spinner, Michael Nagenborg, Karsten Weber: Bausteine zu einer neuen Informationsethik. Berlin/Wien: Philo. 2001

[Stalder 2006] Felix Stalder: Neue Formen der Öffentlichkeit und kulturellen Innovation zwischen Copyleft, Creative Commons und Public Domain. In: Jeanette Hofmann (Hrsg.): Wissen und Eigentum : Geschichte, Recht und Ökonomie stoffloser Güter. Bundeszentrale für politische Bildung; Bonn. 2006. 301-319

[Stekeler-Weithofer 2009] Pirmin Stekeler Weithofer: Publikationsverhalten in der Philosophie. In: Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Beiträge zur Beurteilung von Forschungsleistungen. Bonn: Humboldt Stiftung. 2009. 36-42
<http://www.humboldt-foundation.de/web/publikationen.html>

[Suber 2005] Peter Suber: Promoting Access in the Humanities. (veröffentlicht am 3. Januar 2004)
<http://www.earlham.edu/~peters/writing/apa.htm>

[Sunstein 2006] Cass R. Sunstein: Infotopia: How Many Minds Produce Knowledge. New York: Oxford Univ. Press. 2006

[Tetens 1999] Holm Tetens: „Wissenschaft“. In: Hans Joachim Sandkühler (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie. Hamburg: Meiner. 1999

[Umstätter 2007] Walther Umstätter: Qualitätssicherung in wissenschaftlichen Publikationen. In: Frank Havemann, Heinrich Parthey, Walther Umstätter (Hrsg.): Integrität wissenschaftlicher Publikationen in der Digitalen Bibliothek: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2007. Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung. 2007

[UNESCO 2007] Open Access. Chancen und Herausforderungen; ein Handbuch. Bonn: Dt. UNESCO-Kommission. 2007

[Waters 2000] Lindsay Waters: A Modest Proposal for Preventing the Books of the Members of the MLA from Being a Burden to Their Authors, Publishers, or Audiences . In: PMLA 115, Nr. 3 (2000). 315-317

[Waters 2001] Lindsay Waters: Rescue Tenure From the Tyranny of the Monograph. In: Chronicle of Higher Education, 20. April 2001

[Waters 2009] Lindsay Waters: Slow Writing; or, Getting Off the Book Standard: What Can Journal Editors Do? edited and introduced by Jana L. Argersinger. In: Journal of Scholarly Publishing 40, Nr. 3 (2009). 129-142

[Weber 2001] Karsten Weber: Informationelle Gerechtigkeit. Herausforderungen des Internets und Antworten einer neuen Informationsethik. In: Helmut F. Spinner, Michael Nagenborg, Karsten Weber: Bausteine zu einer neuen Informationsethik. Berlin/Wien: Philo. 2001

[Willinsky 2006] John Willinsky: The Access Principle. Cambridge, Mass.; London: MIT Press. 2006

[Zott 2002] Regine Zott: Der Brief und das Blatt. Die Entstehung wissenschaftlicher Zeitschriften aus der Gelehrtenkorrespondenz. In: Heinrich Parthey, Günter Spur (Hrsg.): Wissenschaft und Innovation: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2001. Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung. 2002

Abstract:

Mit dem Begriff der wissenschaftlichen Publikation sind viele Themenbereiche verbunden, die in dieser Arbeit behandelt werden. Das Teilen von Wissen und die Bewertung wissenschaftlicher Arbeit sind die wichtigsten funktionalen Aspekte der schriftlichen Veröffentlichung. Aktuell findet ein Wandel in der Wissenschaftskommunikation statt: Die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien bringt viele neue Möglichkeiten mit sich und wirft zugleich viele Fragen auf. Es ist jedem Wissenschaftler möglich diverse Texte über das Internet zu verbreiten. „Open Access“, der freie Zugang zu wissenschaftlicher Information für alle, birgt ein großes Versprechen. Die technische Evolution stellt das Konzept des Verlags und der Bibliothek - der zentralen Institutionen des Gutenberg-Zeitalters - in Frage. Der Wandel der Institutionen des traditionellen Publikationssystems im Zuge der Digitalisierung und Vernetzung wird in dieser Arbeit möglichst neutral beschrieben.

Die neuen Möglichkeiten zur Publikation und die veränderte Verfügbarkeit von wissenschaftlicher Literatur wirken sich auf die „Publikationen an sich“ aus. In der Arbeit werden einige Thesen darüber präsentiert, wie sich Veröffentlichungen in der Philosophie verändern werden. Dabei wird herausgestellt, dass die unterschiedlichen fachlichen Orientierungen innerhalb der Philosophie Einfluss auf das Publikationsverhalten haben, damit auch auf die Akzeptanz von neuen Publikationsformen in der traditionell als „Buchwissenschaft“ bezeichneten Philosophie.

Die Wissenschaftskommunikation, genauer der Zugang zu wissenschaftlichem Wissen, kann auch unter ethischen Gesichtspunkten betrachtet werden. Die Frage nach der Bedeutung von „Open Access“ zu philosophischen Forschungsergebnissen wird aus Sicht der Wissenschaft und der Gesellschaft beantwortet. Dabei wird der Vergleich mit anderen Wissenschaften gesucht und die entscheidende Rolle der Forschungs- und Förderungspolitik betont. Es wird gefragt, welche Interessen mit der Veröffentlichung eines *philosophischen* Texts verbunden sein können. Die divergierende Anwendungsorientiertheit der einzelnen Philosophiebereiche wird als entscheidendes Kriterium betont.

Über den Verfasser:

Franz Edlmayr
Alserstraße 53/5
1080 Wien
E-Mail: franzedlmayr@gmx.at

geboren am 04.08.1984 in Wels
ledig
österreichische Staatsangehörigkeit

Ausbildungsweg:

1990-1994	Volksschule Niederneukirchen
1994-1998	Hauptschule Niederneukirchen
1998-2002	Adalbertstiftergymnasium ORG in Linz
2002-2003	Zivildienst bei der Caritas
2004-2009	Doppelstudium Vergleichende Literatur- wissenschaft/Philosophie an der Universität Wien

2007 Auslandsaufenthalt in Lausanne (CH) im WS

Praktische Berufserfahrung:

Allgemeines Verlagspraktikum bei Zsolnay/Deuticke (3 Monate 2007, 1
Monat 2008)

Praktikum im Filmarchiv Austria im August
2007

Praktikum Texttechnologie im AAC der ÖAW im
Dezember 2008